Epist.
312
z

Epist.
312 r

Gervinus

<36603750330013
<36603750330013
Bayer. Staatsbibliothek

Ueber den

Göthischen Briefwechsel.

Von

G. G. Gervinus.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Diese flüchtigen und anspruchlosen Blätter, die durchaus in keinem anderen Zwecke niedergeschrieben wurden, als den der Gegenstand selbst in sich trüge, können, wie mir nun beim Durchlesen vorkommt, unter meinen Händen und fast wider mein Wissen und Wollen bestimmte Tendenzen angenommen zu haben scheinen. Auch ihnen kam aber, wenn sie wirklich darin gefunden werden sollten, der Gegenstand wenigstens auf halbem Wege entgegen. Vielleicht ist es unklug, daß ich nicht hinterher alles Dieserartige tilgte, das sich in einem fragmentarischen Schriftchen nur als halb verständlicher Wink ausnehmen kann und daher jeder Misdeutung ausgesetzt ist, da sich selten ein Leser findet, der die vereinzelten Aussprüche eines Schriftstellers auf eine Totalität des Charakters und der Ansicht in ihm

bezöge, oder nur eine solche hinter ihm suchte. So werde ich von Glück zu sagen haben, wenn mir das, was hier gegen die wunderliche Göthomanie unserer Tage gerichtet ist (und worauf namentlich mich der Stoff zu verweilen zwang), nicht als Antigöthianismus ausgelegt wird, zu dem ich mich keineswegs bekenne.

Ich bemerke zum Ueberfluß, daß der Briefwechsel Göthes mit Lavater, Schiller, Zelter und Bettina, die Briefe an Merck, Knebels Nachlaß, das verdächtige Buch von Falk und sehr weniges anderswo Zerstreute die einzige Quelle des folgenden Aufsatzes ausmachen.

Ueber den

Göthischen Briefwechsel.

Die neuere Zeit hat für die Literaturgeschichte eine ganz neue und eigenthümliche Hülfsquelle in den Selbstbiographien der Schriftsteller und besonders auch in ihren Briefen eröffnet. Nicht zwar die Gattung dieser letzteren ist das Neue, aber ihre Art. Literarische Briefe kannte man in gewissen Perioden des Alterthums wie in den Zeiten des erwachenden Humanismus im 15. und 16. Jahrhundert, und sie scheinen jedesmal ein Bedürfniß zu werden, wenn auf weiteren Räumen eine gleichmäßige Bildung sich zu verbreiten strebt. Allein diese älteren Briefe waren sogleich für den öffentlichen Gebrauch bestimmt und wirkten, wie sie erschienen, in und für die Gegenwart; unsere neueren aber sind bisher noch meistens für den Privatgebrauch als freundschaftliche Mittheilungen berechnet gewesen, hatten daher in ihrem Entstehen nur eine geringere Wirksamkeit, eigneten sich selbst später, bei der rücksichtsvollen Delicatesse der jetzigen Geschlechter, nicht zur vollen,

unverstümmelten Veröffentlichung, weil sie auch wirklich zu tief oft in solche Sphären des Privatlebens hineinblicken ließen, die der Oeffentlichkeit am besten entzogen bleiben.

Den Hauptnutzen, den diese Briefsammlungen also gewähren konnten, zog offenbar die Literargeschichte davon. Und für diese sind sie ganz eben das, was für die politische Geschichte die Memoiren sind. Den tieferen, ferneren Zusammenhang und die weiteren Verbindungen und Bedeutungen der literarischen Producte eröffnen jene so wenig, wie diese die wahren Ursachen der Begebenheiten und Handlungen; die Natur des Fragmentarischen, des Leidenschaftlichen, Partheiischen und Subjectiven tragen beide von Haus aus an sich. Sie zeigen die Dinge weder in ihren letzten Gründen, noch in ihrer letzten, wahren Gestalt; den Weg zu deren Gestaltung aber und Begründung unter den Händen der Individuen, die näheren Veranlassungen und das nähere Verfahren geben sie bequem dem entfernteren Beobachter der Ereignisse und Betrachter der literarischen Werke einer Zeit an die Hand. Sie zeigen diese letzteren unter der Willkühr der Autoren mehr, als unter den immateriellen Einflüssen der Zeit und ihrer Richtungen. Sie machen einen literarhistorischen Pragmatismus möglich, an den man früher nicht wohl denken konnte, und den

man früher auch weder kannte noch bedurfte. Denn so lange man im Staate und in der Literatur offnes Spiel spielte, gab es weder politische noch literarische Memoiren, außer von sehr unschuldiger Art. Die Sucht und die Schadenfreude aber, der Welt die geheimen Machinationen und Intriguen der Menschen an Höfen und Kabinetten grundtief zu eröffnen, konnte nur die Folge von einer übertriebenen verborgenen Kabinetspolitik und Hofregierung sein, die sich und ihr Thun und Treiben den Menschen und der Rechenschaft entziehen wollte. Die Sucht und die Freude ferner, den Autoren hinter die Gardine zu sehen, konnte nur die Folge von dem Bestreben des Autors sein, den Schriftsteller hinter dem Menschen oder diesen hinter jenem zu verstecken. Dieß Bestreben aber ist überhaupt der neueren Zeit und ihren Schriftstellern besonders eigen, obgleich es so thöricht und so vergeblich ist, wie das Heimlichthun der Politik.

Das Interesse des Publikums wendet sich unter diesen literarischen Memoiren am liebsten zu den pikantesten. Die in offner guter Meinung, oder in großen Angelegenheiten geschriebenen lassen es kalt. Wer, wie Schiller, immer einen aufrichtigen Verkehr mit der Welt hatte und sich gab wie er war; wer, wie Wieland, in den verschiedensten Zeiten und Lagen sich immer als einen und denselben auswies,

nach dem fragte man wenig, und die Briefe des letzteren wie die des ersteren (an Dalberg und Humboldt) sind wenig beachtet worden oder lange vergessen. Die Briefe ferner, die Göthe in der Zeit schrieb, wo er mit dem Publicum noch in gutem Vernehmen und in gesundester Thätigkeit war, sind, wie die an Lavater und Merck, nicht geeignet, viele Aufmerksamkeit zu erregen, obwohl sie in ihren knappen Winken für den Verständigen inhaltreicher sind, als die breite Correspondenz mit Zelter. Die Lust zu ausführlicherer Briefstellerei kam Göthen erst mit der Abnahme seiner productiven Kraft und zugleich mit der Neigung, sich und sein Treiben dem Publicum mehr und mehr zu entrücken und dieses, je mehr zwar die Verehrung gegen ihn wuchs, desto mehr zu mystificiren. Seine spätesten Werke und unter seinen Briefen, um nicht mehr zu sagen, die späteren an Zelter sind in dieser Hinsicht mit nichts zu vergleichen, als mit den Memoiren von St. Helena. Man ward seit Erscheinung der umfassenden Correspondenzen, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, mehr als vorher gewöhnt, auf der menschlichen Persönlichkeit des Dichters lieber zu verweilen als auf seiner schriftstellerischen Individualität. Bis in sein Haus und auf seinen Heerd zu blicken fand man viel ergötzlicher, als in seine Werke; den großen Mann die kleinen Bedürfnisse

und kleinen Schwächen mit uns theilen zu sehen, war doch auch weit anmuthiger, als sich mit ihm in die Höhen seiner dichterischen Gebilde und Ideen schwindelnd zu versteigen. Ihn im Cirkel mit überlegener Gewandtheit sich bewegen zu sehen, im Amte seine Gewissenhaftigkeit, im Berichte seinen Curialstyl, bei Tische seinen Geschmack zu erfahren, daraus war doch etwas Handgreifliches zu lernen; und die vortrefflichen Erörterungen in Dichtung und Wahrheit über das Entstehen des Götz dünkten weit nicht so aufschlußreich und anziehend, als daß man nun aus des Dichters Liebhaberei an den Teltower Rübchen erfuhr, warum dort die gute Hausfrau Elisabeth grade Lammsbraten und Rüben gekocht hatte.

Ich nun habe für meinen Zweck bei diesem Aufsatze über die verschiedenen Correspondenzen Göthes von dieser unverächtlichen Seite derselben abgesehen. Briefe von so mannichfaltigem Inhalte zum Objecte einer eigenen Schrift zu machen, ist überhaupt ein misliches Geschäft; man weiß unter so vielen Gegenständen nicht, bei welchen man verweilen soll. Man entscheidet sich daher am kürzesten, bei Einem einzigen, und wo möglich bei dem Hauptgegenstande, zu verweilen; man nimmt sich am klügsten Eine, und, ist es thunlich, die Hauptperson, zum Mitelpuncte. Ich habe in dem folgenden Aufsatze ge-

sucht, zu einem solchen Mittelpuncte Göthen zu nehmen, den Standpunct so viel es anging in Weimar zu behaupten, den Dichter im Laufe der Zeit abwechselnd bald dieser bald jener bedeutenden Persönlichkeit gegenüber zu betrachten, und dabei blos die literarhistorischen Interessen zu berücksichtigen, und selbst die verwandten artistischen, musicalischen und dergleichen nur gelegentlich zu berühren. Das Menschliche und Persönliche, was sich dabei aufdrängt, bleibt freilich, bei so einseitigen Quellen dieser Art, Hauptsache; und es war mir grade interessant, einmal zu versuchen, wie weit man in der Beurtheilung von diesem ausschließlichen Standpuncte aus kommt, und wie sie sich bei anzustellender Probe zu der Beurtheilung aus den bloßen literarischen Producten verhält. Dichter und Schriftsteller unserer Tage haben es schlimm in dieser Hinsicht. Da wir das Subjective in unserer Literatur so walten lassen, daß wir nicht allein unsere Schriften, sondern auch unser Leben publiciren, so müssen wir uns auch billig gefallen lassen, daß man uns als Menschen und Autoren zugleich betrachtet, und Der, bei dem das Publicum einmal einzusehen anfängt, daß beides eigentlich nur Ein Ding ist, hat einen um so viel schlimmeren Stand, weil über den Ersteren gewöhnlich eben der am lautesten abzusprechen geneigt ist, der über den Anderen am bedenk=

lichsten schwieg. Homer hat uns den Possen gespielt, daß er uns nichts als sieben Heimaten und zwei, drei Mährchen aus seinem Leben neben seinen kolossalen Werken hinterließ; aber Göthe hat fast so viele Bände Biographie und Briefe geschrieben, als dichterische Werke, und er dürfte sich daher nicht wundern, wenn diese hellste Ausführlichkeit, die wir je über das Leben und Wirken eines Literaten besessen haben, wenigstens so viel Streit in der Welt erregte, wie die Räthsel aus dem Leben Homers. Ich will sehen, wie zwischen so vielen erhobenen Stimmen die Zeugnisse aus den Briefsammlungen sich Gehör verschaffen werden, deren häufige Lücken ich nur aufs nothdürftigste besonders aus einigen anderen zum Theile älteren Briefsammlungen, aus Göthes Autobiographie, am seltensten mit Beziehungen auf seine und Anderer Schriften werde auszufüllen suchen. Es sind daher nur Fragmente, die ich hier zur Beurtheilung Göthes und seiner Umgebung liefere, und ich finde dieß recht deutlich zu bemerken darum nöthig, weil es mir schon einmal geschehen ist, daß man einen noch viel fragmentarischeren Aufsatz dieser Art von mir irgendwo einen Abriß der deutschen Literargeschichte genannt hat; zu meiner nicht geringen Befriedigung offenbar: denn wenn das am dürren Holze geschieht, was solls am grünen werden?

Das merkwürdige Treiben und Leben in Weimar, das ungefähr mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann, hatte durch Göthe nicht seinen Anfang, sondern nur einen größeren Schwung erhalten. Die Seele des Ganzen, der Mittel- und Bindungspunct aller der verschiedenen und contrastirenden Persönlichkeiten, die theils auf die Dauer nach Weimar hingezogen waren, theils auf längere oder kürzere Zeit den einheimischen Kreis besuchten, war die Herzogin Amalie; von ihr war die erste Gestaltung dieses Lebens ausgegangen, und von ihr behauptete Wieland in der Zeit von Weimars Blüte, daß ohne sie der Ort wieder in kurzer Zeit so langweilig und unbedeutend werden würde, als irgend ein anderer. Eine Dame von Welt und von einer unruhigen Bildungs- und Unterhaltungssucht, von milder Lebensansicht, tolerant gegen Alle und Alles, war sie auch ganz dazu gemacht, so heterogene Bestandtheile, wie sich nach und nach an ihrem Hofe, in ihrem literarischen Cirkel und in ihrer Verwandtschaft zusammen fanden, wenn nicht in Liebe zu verbinden, doch so aus- und beieinander zu halten, daß trotz vielfacher Reibungen jedes Aufsehen und jede strenge Spaltung vermieden ward. Sie duldete in ihrer Umgebung Leute, die selbst ihrem Liebling Wieland misfielen, der doch sonst den Grundsatz des Lebens und Lebenlassens theilte.

Sie bildete, nach den Andeutungen in Knebels Tagebuch, später einen eigenen Gegensatz zu der edlen Herzogin Luise (deren Character Viele in Göthes Iphigenie finden wollten), „die wie ein verdunkelter Stern aus einer für sie etwas düstern Atmosphäre“ im Anfang ihrer Hinkunft nach Weimar hervorleuchtete, Ursache hatte, sich über manchen Mangel an vielen Schicklichkeiten am Hofe zu beklagen, aber mit Geduld und stets gleicher Würde trug, die mit Amalien nicht stimmte, ohne daß bei ihrer Mäßigung und dem liebevollen Wesen jener diese Disharmonie hätte zu Ausbrüchen kommen können. Selbst nachsichtig gegen ihre Söhne, hatte Amalie dem Erbprinzen auf sein eignes Verlangen den Wieland, und dem Prinzen Constantin Knebeln zu Erziehern gegeben, und es scheint, die Art und Weise, wie sie sich bei ihrem ersten Austritte aus der Schule nahmen, machte ihr weit weniger Sorge und Kummer, als den Lehrern. Wielanden knüpfte bis zu ihrem Tode die wärmste Erkenntlichkeit an sie, und trotz dem was er an ihrem Hofe ausgehalten und trotz dem was er „die schwarzen Flecken im lebendigen Tableau ihrer Existenz“ nennen muß, galt sie ihm „telle quelle est, stets für eines der liebenswürdigsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist.“ Die Hast, mit der man

in Weimar auf stets neue Ergötzlichkeiten ausging, die Art, wie man sich auf jeden Fremden von Geist und Namen stürzte, ihn aussog und dafür „mit Huld ad internecionem usque überschüttete,“ ging von ihr hauptsächlich aus. Vielleicht hatte auch noch das Klima der Gegend Theil daran, daß man hier alle häuslichen Genüsse lebhafter cultivirte. Worin sie ihrem Wielande sehr ungleich war, sie hatte Sinn für Alles und Lust nach Jedem. Sie lernte von Wieland selbst noch spät griechisch, las den Aristophanes, verstand latein und übersetzte einiges aus dem Properz; jetzt ertrug sie den Abbé Raynal, der sie mit Politik unterhielt; dann hörte sie Villoisons Belesenheit und Beredsamkeit über griechische, italische, orientalische Literaturen an; sie freute sich in den Zeiten des bürgerlich glücklichen Zusammenseins mit der Gräfin Bernstorf und Bode an der Musik, und trieb sie Wochenlang mit solchem Eifer, daß sich Wieland wundert, wie sie tour à tour einer so anhaltenden Liebhaberei für Musik und Kunst fähig sei; denn bald bringt sie wieder, wie sie selbst schreibt, die Tage ruhig und fröhlich hin im Spiele mit Kunst und Kunstsachen (sie hatte selbst noch spät angefangen zu zeichnen), und so war ihr nicht leicht jemand ein angenehmerer Gast, als Oeser, der „stets etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten,

zu besprechen, zu lehren hatte," so daß er keine Minute leer ließ, keine Stunde in seiner Gesellschaft zu lang ward. Schon 1772, als Wieland nach Weimar kam, spielte die Seilersche Gesellschaft dort, und unter ihnen Eckhof und Mad. Hensel; man sah das Theater als eine Schule der Tugend und Sitte an, als ein politisch-moralisches Institut, und die Herzogin Amalie wie der Erbprinz Karl August ergötzten sich damals an den Stücken von Gebler, Bertuch, Herrmann und Wieland, bis 1774 durch den Schloßbrand das Theater eingestellt werden mußte.

Dieser Vielgeschäftigkeit und Neuigkeitslust am Weimarer Hofe war es nun ganz analog, daß man die schönen Geister Deutschlands dorthin zu ziehen suchte, und dieser Wunsch wuchs, seitdem es erst mit Wieland, dann mit Knebel auf eine billige Weise gelungen war. Wieland hatte vor seiner Berufung das Auge unverrückt auf Wien gerichtet, wo man an seinen Schriften mehr als gewöhnliches Wohlgefallen hatte; die Wiener Barbarei war damals in Deutschland eine allgemeine Angelegenheit; man war noch so ganz an die französischen Muster gewöhnt, man wollte durchaus eine literarische Hauptstadt, einen königlichen oder kaiserlichen Mäcenas haben, und da man sich genöthigt gesehen hatte, gegen den großen Friedrich pro ara et foco

zu kämpfen, so setzte man nun seine ganze Hoffnung auf Wien und seine Fürsten und träumte von literarischen Republiken und dergl. mehr. Wieland, der in Wien unstreitig die Dictatur zu erhalten dachte, hatte besonders mit Lob und Satyre auf die Verwirklichung dieser großen Hoffnungen hingearbeitet, als seine Thätigkeit und seine Aussichten eine andere Richtung durch seine Vocation nach Weimar nahmen. Auch hier jedoch war sein erstes, auf ein Journal zu denken, das der Form nach Aehnlichkeit mit dem **Mercure de France** haben sollte, für das er Lessing zu gewinnen dachte, und das durch Nüchternheit und Kälte der Urtheile eine Opposition gegen die „hündische Art von Kritik" bilden sollte, wie sie in den Frankfurter Anzeigen geübt ward. Das freiere Urtheil sollte guten Ton, Decenz sollte die Lebhaftigkeit des Styls begleiten, das Gründliche sollte nicht schwerfällig, das Scharfe nicht zu beißend werden. Das Bardenwesen und die cynische Genialität und der Ultraenthusiasmus war ihm in unserer Literatur zuwider geworden; er ärgerte sich über die Leute, die, wenn sie ein bischen Witz und nichts zu essen hatten, sich über alle Rücksichten wegsetzten. Die Zeit der Empfindung war bei ihm gekommen und er sympathisirte damals mit Jacobi und Gleim in einer so zarten, empfindsamen, und nur etwas verändert enthusiasti-

schen Weise, daß man wohl voraussehen konnte, daß diese Herrlichkeit nicht lange dauern, daß auch diese neue Richtung Wielands eine vorübergehende sein würde. Die Freundschaft mit Jacobi hörte später auf, über Michaelis hätte er sich fast selbst mit Gleim überworfen. Genug, ehe Göthe nach Weimar kam, als noch Wieland das **fac totum**, und mit aufrichtiger Liebe an den jungen Herzog gefesselt war, der sich bei dem Theaterbrande durch sein Benehmen seine und des Volkes Verehrung erworben hatte, dem er zum Glücke der Menschheit einen größeren Thron wünschte, den er seinen Freund nannte und über dessen Verhältniß zu ihm man damals, scheint es, ähnliche Argwöhnungen und Gerüchte vernahm, wie später über Göthes Verkehr mit ihm, damals, sage ich, als er auch den Plan machte, Gleim vor Allen nach Weimar zu ziehen (der 1774 dort gewesen war), hatte es keinen Anschein, daß sich das dortige Leben grade so gestalten würde, wie es nachher geschah, indem diese Verbindung Wielands mit Jacobi und Gleim, und seine mercurialischen Connexionen mit Schmid, Meusel, Springer u. A. auf alles hinwies, was dem spätern Character des Weimarer Lebens gerade entgegen war. Auf der Reise aber, welche Karl August nach Darmstadt machte, um sich um die Prinzessin Luise zu bewerben, stellte ihm Knebel in

Frankfurt Göthen vor. 1775 kam dieser noch in Werthers Montirung dahin; er hatte noch vieles von dem Geiste und den Sitten seines Romans an sich, sagt Knebel, und hatte damit die Frauen sogleich weg. Bald nach ihm kam auch Herder. Man dachte darauf, den Stolberg zu berufen, der aber nachher, vielleicht durch Klopstocks Einwirkung, in Holstein-Oldenburgische Dienste ging. Klinger fand sich gleich in der ersten Zeit von Göthes Anwesenheit ein, dem er aber drückend war, der ihn „einen Splitter im Fleische" der Gesellschaft nannte. „Seine harte Heterogenität," sagte Göthe, „schwürt mit uns und wird sich herausschwüren." Und so kam es. Sodann fand sich der wunderliche Lenz ein, dessen erstes Erscheinen im Domino auf einem **bal paré** bei Hofe, wie es Falk erzählt, ergötzlich genug ist; Wieland und Göthe behandelten ihn wie ein Kind, tänzelten und wiegten ihn, ließen ihm von Spielzeug was er wollte u. s. w. Man könne den Jungen, schreibt Wieland, nicht lieb genug haben, er sei eine seltsame Composition von Genie und Kindheit, mit so einem zarten Maulwurfsgefühle und neblichten Blicke; es entfalle ihm hier und da etwas Herrliches, nur habe es immer den Fehler, daß man es nicht könne drucken lassen. Und endlich zog Göthes Anwesenheit die Bekanntschaft mit Merck nach sich, von dem sich die Leute

in Weimar sagten, die Herzogin habe in ihm einen schönen Geist (worunter man sich damals noch schreckliche Vorstellungen machte) auf ihrer Reise nach Düsseldorf „aufgegabelt," den man in dem fürstlichen Kreise äußerst lieb gewann, und lieb behielt, obgleich er die erlauchten Personen unterweilen, wie Wieland sagt, behandelte wie die großen Schönen ihre Liebhaber. Wer sich nun erinnert, daß Göthe und Merck den bissigen Recensententon, den Wieland so haßte, mit angestimmt hatten, daß Stolberg unter die Barden und Libertiner damals gehörte, daß Klinger und Lenz eben solche übel berathene Genialitäten waren, die Wieland nicht mochte, der sieht, wie der gute Mann auf Einen Schlag in eine neue Welt versetzt ward, in der es ein Kunststück war sich zurecht zu finden.

Es ging ihm auch herzlich schlecht damit. Im ersten Augenblick jauchzte er laut über die Anwesenheit der beiden großen Geister, Göthes und Herders; es schien ihm ohne Zweifel, daß Weimar nun Alles erfüllen würde, was man sich von Wien versprochen hatte; auch ging der Ruf von dem neuen Leben sogleich in alle Welt, und Weimar ward schon 1775 und 76 der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit in Deutschland. Herder erwarb sich (trotz vielen Plackereien jedoch) nach Wieland gleich anfangs den Beifall von Hof und

Volk, Göthe gefiel wenigstens im engeren Kreise, und im Entzücken schreibt Wieland, sie lebten einmüthig und einfältig zusammen, frei von unartigen Leidenschaften und unlautern Absichten, stolzer für gute Menschen, als für große Geister angesehen zu werden. Allein diese Stimme des Beifalls wandelte sich bald bei ihm und er gab sich gegen beide eine verkehrte Stellung. Mit dem Hause des „Hohenpriesters" zerfiel er auf eine Zeit; die Weiber scheinen zwar auch dabei im Spiele gewesen zu sein, allein auch der Mann stieß ihn ab. „Ich habe, schreibt er (1777) an Merck, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt, und meine Strahlen wieder eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen stattlichen Effect, aber der Henker habe solch einen Nachbar über dem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblicke bereiter als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz Alles, was ein Mann sein kann, an Andern zu erkennen und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für Nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, andere zu necken und zu gecken, dann möcht ich gleich ein Dutzend Pyrenäen

zwischen mir und ihm haben.“ Bald nachher aber stellte sich der Friede wieder her, und in späteren Jahren blieben Herders die theilnehmendsten und innigsten Freunde Wielands. Grade umgekehrt ging es ihm mit Göthe: so wenig wußte er im ersten Taumel zu finden, was ihm wirklich taugte und auf die Länge zusagen konnte. Für Göthen schwärmte er in den ersten Zeiten ganz förmlich und bewies in der That, was wir ihn eben an Merck schreiben sahen, daß er sich einem herrlichen Manne gegenüber ganz verlieren konnte. Er spricht von einer Seelenvereinigung, die unvermerkt zwischen ihnen zu Stande gekommen; er kannte nichts höheres als Göthe, nichts liebenswürdigeres, gefühlvolleres, reineres und herrlicheres. „Heute war eine Stunde,“ schrieb er 1775, „wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen, schönen, gefühlvollen, reinen Menschlichkeit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ Er kam so eine gute Zeit vortrefflich mit ihm aus, denn freilich, welcher Mann wäre so groß, daß er dergleichen schwärmerische Verehrungen von einem großen Manne nicht gerne eine Weile ertrüge, falls er sich auch sonst nicht eben besonders an ihm erbaute? Nichts ließ sich Wieland von ihm irren, er ließ sich Alles von ihm gefallen. Bei Karl Augusts

Regierungsantritt trat der alte Hofmeister bedeutend in Schatten, allein da es stets sein Grundsatz war mit pain cuit und liberté zu leben, sich in Hof- und Staatssachen nicht zu mischen, keine Feinde haben zu wollen, ruhig und zurückgezogen sich „in seinem Schneckenhäuschen" zu halten und sich in dem Gedanken zu gefallen, ein Mittelding zwischen Horaz und Sokrates zu spielen, so trat er ohne Neid und Empfindlichkeit seine Allmacht am Hofe an Göthe ab. „Es gingen Gerüchte über seine Connexion mit Göthe, als dieser schon das factotum des Herzogs war, die ihn (Wielanden), er weis nicht ob zum Acteur, Souffleur oder Lichtputzer bei der Staatscomödie machten, da er doch blos Zuschauer war, bereit mit aller Bonhommie zu klatschen, wenn gut gespielt wird, und höchstens die Achsel zuckend ein Paar sacres bleus zwischen den Zähnen murmelnd, wenn es dumm geht." Göthe aber spielt in seiner Ansicht noch immer seine Rolle edel, groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben könne, fehle ihm nichts. Wenn nicht viel Gutes geschähe und nicht viel weniger Böses, als sonst geschehen wäre, so läge die Schuld gewiß nicht an ihm. Wild und siebenseltsam kommt ihm der holde Unhold dazwischen wieder vor, aber doch immer herzlich, lieb, gut, groß. Die Fama war geschäftig, allerhand

Böses über das Thun und Treiben in Weimar auszubreiten, er räth nichts davon zu glauben. Er sieht den Uebergang Göthes in die practische Thätigkeit mit Ruhe zu, er ist überzeugt, daß er viel Gutes stiften, viel Böses hindern werde, und dieß müsse dafür trösten, daß er als Dichter der Welt für viele Jahre verloren sei. Göthe thue nichts halb; da er einmal diese neue Laufbahn betreten habe, so werde er nicht ruhen bis er am Ziele sei, und er werde als Minister so groß sein wie als Autor. Nach und nach aber stimmt sich dieser hingegebene Ton immer mehr herab. An Merck schreibt Wieland 1777, er habe mit Göthen herrliche Stunden verlebt, allein in den fatalen Verhältnissen, worin er stecke, habe ihn sein Genius wie verlassen, seine Einbildungskraft scheine erloschen, politischer Frost sei um ihn her statt der alten Wärme. Er sei gut und harmlos, aber er theile sich nicht mehr mit, und es sei nichts mit ihm anzufangen. Auch seine Ansicht von Göthes practischem Bestreben ändert sich mit der Zeit: „Homer," schreibt er an Merck, „war wohl auch ein Mann of genius? nicht wahr? er baut auch in seiner Odyssee einen Palast so gut wie der beste Architect? Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi übergeben, oder er,

wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte, was meint der Herr Bruder?"

So ließ es sich immer mehr und mehr darauf an, daß sich Wieland allmählig ganz zurückzog. Das Freundschaftsbündniß zwischen dem Herzog und Göthen hatte sich aufs festeste geschlossen; sie waren durch gleiche Neigungen plötzlich in einander verwachsen und wie Göthe in Zeiten der Noth und des Unglücks mit seinem Herrn betteln zu gehen im schönen Eifer sich bereit erklärte, so theilten sie auch in den Tagen des Glücks ihren jugendlichen Uebermut mit einander. Was über dieses ausgelassene Wesen und die Excentricitäten, die damals vorgingen, und denen Göthes Geist einen Anstrich von Genie zu geben wußte, jetzt bekannt geworden ist, theils durch die Briefe, die Klopstock an Göthe über diesen Verkehr schrieb, theils durch das, was der züchtige Knebel darüber beibringt, reicht vollkommen hin, sich den Widerwillen zu erklären, mit dem sich dieser letztere, und Herder, und zuletzt auch Wieland davon abwandte. Sie ließen die liebe Natur frei walten, wollten, wie Wieland sagt, so übel sie sich dabei befanden, „die bestialische Natur brutalisiren," wandten sich von Weibern zum Wein, vom Wein zum Spiel, vom Spiel zu Kinderpossen. Ohne Plan zu leben mag eine Zeit der eigentliche Lebensplan gewesen sein; ihn

zu ergreifen fordert der Herzog auch Knebeln auf in einem Briefe, der seinem freundlichen Gemüte immerhin Ehre macht, obgleich es sonderbar war, einen Menschen vom practischen Leben abzuhalten, der hier recht nützlich hätte werden können, ihn einzuladen, seiner Phantasie nachzugehen, da er so wenige hatte, ihn an den Kreis der großen Männer mit halber Gewalt zu fesseln, in deren Mitte er sich klein und unheimlich fühlen mußte. Die Gewöhnung an Genuß, der Hunger nach Neuem, die Ergreifungsfähigkeit, die man an dem Hofe systematisch ausgebildet hatte, führte nothwendig dergleichen Excesse herbei, die übrigens bei der guten Natur des Ganzen eben so nothwendig nur vorübergehend sein konnten. So ausgezeichnete gesellige Talente wie Göthe und Einsiedel mußten natürlich in Augenblicken, wo man sich auf ländlichen Parthieen der Etikette enthoben fühlte, im genialen Uebermute leicht aus allen Schranken weichen. Mehr, als durch diese eigentliche Lebensweise selbst, scheint Wieland besonders dadurch zuletzt übel zu sprechen geworden zu sein, daß ihn jener Uebermut und jene Schonungslosigkeit selbst traf. Man hatte zu Ettersburg unter einem Eichbaume einmal Woldemars Briefe gelesen; dann war Göthe auf den Baum gestiegen, hatte eine geistvolle Standrede auf das schlechte Buch gehalten, und es endlich zum ab-

schreckenden Beispiele an die Eiche genagelt, wo dann eine große Freude über die im Winde flatternden Blätter war. Göthe selbst gesteht diese Szene ein, nennt sie eine Albernheit, und bemerkt dabei (an Lavater): „Der leichtsinnig trunkene Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohl bekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch." Die Nachricht hiervon war sogleich in die weite Welt ausgegangen, und so war es Wielanden angst, die weite Welt möchte auch davon instruirt werden, daß in einer Farce, Orpheus und Eurydice genannt, die Arie: Weine nicht, du meines Lebens Abgott, aus seiner Alceste, auf die allerlächerlichste Art parodirt und dem Hohnlachen einer zahlreichen Versammlung zu zweienmalen preisgegeben worden sei. „So sind wir nun hier, fügt er hinzu. Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham. Ich gestehe Dir, daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, blos davon zu fliehen." Was Wielanden damals zu so starken Ausdrücken

noch mehr Mut machen konnte, war die allgemeine Stimme des Publicums, das neidisch auf den Günstling war, der in Rang stets stieg und bald sich auf ministerlichem Fuße gerirte, und das sich damals höchlichst an der Reise (1779) scandalisirte, auf der Göthe, wie Wieland sagt, den Herzog in Frankfurt sehen ließ. Diese Reise übrigens war auch, scheint es, das Ziel des Uebermaaßes dieser Ausgelassenheiten, und man sieht es aus jedem Briefe und jeder Notiz darüber, daß sie sehr mannichfaltig wohlthätige Eindrücke in beiden Reisenden zurückließ. Beide kamen sehr liebenswürdig zurück. „Der glückliche Ausgang der Reise, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute machte bei männiglich großen Effect und stellte Göthen in ein sehr günstiges Licht, und dieß um so mehr, da auch er **multum mutatus ab illo** zurückkam und in einem Ton zu musiciren anfing, in den die übrigen mit Freuden einzustimmen nicht ermangelten.“ Auch nachher führt Wieland an, daß er wieder ganz mit Göthen zufrieden sei, und mit dem Herzoge; es gehe im Ganzen merklich besser als vordem, in Göthes öffentlichem Benehmen sei eine *σωφροσυνη* wahrzunehmen, welche die Gemüther nach und nach beruhige; und so sagt er auch noch 1781 von ihm aus, daß er gesund, etwas mager,

aber in Laune und Genie sei; sanft und gutmüthig gegen alle Leute, so daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei. Auch hier kann nun an diesen Urtheilen Wielands wieder etwas Eigenliebe Theil haben, denn in diesen Zeiten waren auch seine Actien wieder bei Göthen und dem Herzoge durch den Oberon gestiegen, den er damals ausarbeitete. Im Uebrigen ist es keine Frage, daß späterhin Göthes frühere Ausgelassenheit immer mehr nachließ und abnahm, bis sie auf jene Förmlichkeit und Feierlichkeit umschlug, die schon in den 90er Jahren der Herzog selbst höchst komisch fand.

Weniger beschränkt von moralischer Aengstlichkeit als Knebel oder Herder, unberührt von persönlicher Gereiztheit, die an Wielands Urtheilen Theil haben kann, urtheilte Merck von Göthes Treiben an dem Hofe von Weimar, und auch Er, aus einem ganz anderen Gesichtspuncte, gleichfalls tadelnd. Man weiß von Göthe selbst, mit welchen treffenden Urtheilen dieser eigne Mann, dessen Charakteristik nach der Bekanntwerdung der an ihn gerichteten Briefe und nach Vergleichung seiner literarischen Arbeiten etwas klarer als die Göthische ausfallen kann, auch früher Göthen in seiner Wirksamkeit leitete oder begleitete. Selbst nicht zum freien Produciren geschaffen, hatte er einen für jene Zeiten der literarischen Anarchie höchst merkwürdigen Scharfblick, das

Rechte und Kräftige zu erkennen, brachte Göthen zuerst zu Ehren und warnte ihn zuerst vor der ihm inwohnenden Neigung zum Verschwenden seiner Kräfte an unbedeutende Dinge. In seinen Kritiken hatte er selten etwas Negatives, wo das Negiren nicht am Orte war; schwerlich hatte für viele andere sein Scharfsinn etwas Aetzendes, als für eine Frau La Roche; seine Maxime, gegen das ewige Leben und Lebenlassen anzugehen, war nicht einmal so rigoros, daß sie ihn an dem intimsten Freundschaftsverhältnisse und literarischen Bund mit Wieland gehindert hätte. Bei seinem Aufenthalte in Weimar mochte er die alten Fehler seines Freundes verschlimmert finden. „Siehst du, sagte er ihm, mismutig über sein contemplatives Wesen, im Vergleiche mit dem, was du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was du geschrieben hast, Dreck.“ Und in zunehmender Verstimmung brach er in die Worte aus: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andre zu hudeln, oder was mir Alles Eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen. Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?“ Bei diesen Aeußerungen erinnert uns Falk, der sie aufbewahrt hat, und der das treue Echo Göthes ist, freilich an Mercks Hypochondrie und gewaltsamen Tod, so wie Göthe selbst, als er ihm seinen Clavigo

einen Quark nannte, an sein mephistophelisches Naturel, allein wenn man sich einmal die derbe Merckische Ausdrucksweise gefallen läßt, so scheint eben nicht grade immer ein Hypochonder dazu zu gehören, um diese Aussprüche auf den ersten Blick nicht ohne Wahrheit zu finden.

Nach so vielen Klägern wollen wir endlich auch den Delinquenten hören. Unglücklicherweise hat er den Eigensinn, nicht recht Rede stehen zu wollen und man muß ihm die Worte etwas abzwingen. Gegen die Kläger selbst verantwortet er sich gar nicht; Wielanden hörten wir schon klagen, daß er verschlossen sei und zu Zeiten weiß er nicht einmal, was Göthe treibt, geschweige wie Er selbst sein eignes Treiben betrachtet; an Merck schreibt Göthe von seinem neuen Leben nichts oder halbe Räthsel und gesteht ihm, daß er jetzt schwer aus sich herausgehe. Was konnte ihn wohl bewegen, da er sich gegen den alten Freund Merck und den in manchen Dingen mit ihm sehr homogenen Wieland nicht ausließ, viel nähere Eröffnungen über seine damaligen inneren Zustände dem innerlich und äußerlich ihm weit entfernteren Lavater zu machen, den eine ungeheure Kluft von ihm trennte, die er nicht allein ihrem ganzen Umfange nach kannte, sondern, daß er sie kenne, jenem auch wiederholt, rund, kräftig und in den empfindlichsten Beziehungen am unver-

holensten ausdrückte. Wenn wir uns erinnern, daß es Wielands Eigenthümlichkeit war (wie sie Göthe selbst höchst treffend bezeichnete), sich gegen jedes Große und Ideale gleicherweise wie gegen jedes Reale und Kleine feindlich zu stellen; wenn wir denken, daß vor Mercks kaltem Urtheile schon manche Göthische Richtung und Unternehmung übel bestanden hatte, so war es vielleicht, weil sich Göthe damals in der That zwischen dem Größten und Kleinsten theilte, daß er sich am wenigsten Diesen auseinanderlegen wollte, und daß er viel nähere Winke dem Zürcher Propheten gab, der seine hohen Träume beifälliger anhören, seine kleinen Freuden nicht in der Nähe beobachten konnte. Wenn Göthe überhaupt von jeher über sich zu reflectiren nicht gemacht war, so war er es in dieser Periode am wenigsten, wo er im vollsten Sinne des Wortes **lebte**. Daß wir also auch von ihm selbst, aus seinen unmittelbaren Mittheilungen in Briefen oder Gesprächen über diese Zeit am wenigsten erfahren, ist ganz natürlich; und ich will auch dieß aus einer Stelle seiner Briefe an Lavater zu verdeutlichen suchen. „Das was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, sagt er, scheint mir der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt, als das was er besitzt, er bemerkt mehr was ihn ängstigt, als das was ihn ergötzt und seine Seele erweitert; denn in

allen angenehmen und guten Zuständen verliert die Seele das Bewußtsein ihrer selbst, wie der Körper auch, und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert; und so wird meistentheils, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das enge und schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das, was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chymisch hinzugethan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein.“ Diesemnach würde man Göthen das größte und schreiendste Unrecht thun, wenn man ihn grade an dieser Stelle seines Lebens nicht nach den Producten dieser Zeit, sondern nach den dürftigen Winken von ihm oder anderen über sein Thun und Treiben beurtheilen wollte, da grade auch eben über diese wichtigste Zeit die äußeren Aufschlüsse bei ihm und anderen am kärglichsten sind, ja eigentlich ganz mangeln. Daß Alles, was er in seinen Faust, in seinen Tasso und jede glänzendste seiner Leistungen in dieser Zeit niedergelegt hat, ihn in seinem neuen Leben selbst bewegte, daß er titanisch mit dem Ungeheuersten rang, dieß ist ganz klar. Was er damals Alles bewältigen wollte, war im Leben so unmöglich wie im Drama,

und konnte tragisch und konnte komisch ausgehen. Schade, daß er nicht ein klein wenig mehr Gabe der Selbstbeobachtung, nicht ein wenig fruchtbarere Aufforderung zur Mittheilung über sich selbst hatte, damit er in Zeiten über vieles Dunkle in sich aufgeklärt worden wäre. Allein gleich bei seiner ersten Hinkunft nach Weimar warfen die neuen ungewöhnten Verhältnisse den jüngeren, unvorbereiteten Mann in zu viel glücklichen Rausch. Es muß einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm dieß unversöhnlich nachtragen und die kleinen Ausbrüche dieses Rausches verargen wollte. In diesem Glücke stürzte er sich auf Dinge, für die er nicht berufen und geschaffen war, und täuschte sich darüber selbst. Das kann ein schwächerer Kopf und Geist viel leichter erkennen, als der große, der sich keine Höhe zu steil dachte. Er hatte im Sturme eine Freundschaft mit seinem Fürsten geschlossen, die ihn erhob und ehrte; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie dergleichen plötzliche Verbindungen so leicht gebrechlich werden, um die Dauer dieses Bundes zwischen Unebenbürtigen gehörig zu schätzen. In diesem Glücke gefiel er sich still und selbstvergnüglich, war eifersüchtig auf seine Wirksamkeit und das Vertrauen, das man ihm schenkte, verhehlte sein Treiben und seine Aussichten und Pläne, da er keinen gewachsenen Freund um sich

sah, dem er das Hohe und Niedere was in ihm vorging hätte vertrauensvoll zeigen dürfen. Das war Schade. Denn so lag die Gefahr gar zu nahe, daß er das Eine nicht genug erreichte und das Andere nicht genug vermied, wie es denn eine traurige Folge war, daß er seine reinsten Producte aus dieser Zeit später verschmähte und, wie Iphigenie und Tasso, jahrelang nicht las und nicht ansehen mochte, oder, wie Faust und Meister, aus der ersten Anlage weichen ließ und verzettelte, während er die schönsten Kräfte seines Dichtungsvermögens an Redoutenpläne und Prologe und Herzog Bernhards Lebensbeschreibung vergeudete. Seiner fürstlichen Umgebung konnte es ganz recht sein, daß er für diese nächsten Zwecke und für diesen engsten Beruf „sich opferte, indem er nichts anderes suchte, als wenn dieß das Ziel seiner Begriffe wäre"; allein die Welt verlor einen großen Theil der Kräfte ihres großen Dichters. Es kann ihm unmöglich selbst klar gewesen sein, was er sich Großes hinter diesem seinem Berufe imaginirte, wenigstens hätte es eben hier des kühlen, nüchternen Dritten bedurft, der ihm neben dem Großen, nach dem er rang, das angränzende oft gar zu Kleine gezeigt hätte. Er selbst fühlt es, daß er in seiner steten Bewegung sich im „Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit" umtreibe, und er erkennt damals das Element,

aus dem des Menschen Seele gebildet ist, in einem Fegefeuer, worin alle himmlischen und höllischen Kräfte durcheinandergehn und wirken. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernteren Freunde in Nebel, schreibt er an Lavater, es mag so lang währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem dem bin ich, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritte mir entgegenkommen sehe." Aehnliches sagt er zu Merck: „Im Innersten geht alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser, es zieht jeden an und doch versagt dem, der auch nur an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nun das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun

so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun.“ Bald streiten sich dann in ihm, scheint es, die Gefühle von einer großen Bedeutung und Nichtigkeit seines Treibens. „Ich bin nun eingeschifft auf der Woge der Welt, schreibt er an Lavater, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ — Und wieder: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“ Er rühmt, daß sein Leben stark vorrücke, und fängt zugleich an zu begreifen, warum wir weiter müssen, sobald wir angefangen haben uns hienieden einzurichten.

Er sieht die Schuppen und Nebel mit Freude von seinem Geiste fallen, indem er zugleich sich seiner steigenden Gewandtheit im Leben erfreut. Es reinigt sich in ihm, rühmt er; alle streitenden Kräfte der Seele sind in ihm rege; ich heiße Legion, ruft er im vollsten Selbstgefühle. Und wirklich meinte er damals die Welt und die Kunst, die Wissenschaft und die Natur zu bezwingen, den Menschen in seinem practischen und theoretischen Wirken, den Staatsmann und Literaten darzustellen, des Lebens Ernst zu behaupten und seine Genüsse nicht zu entbehren; und zu jener Art Universalität, zu der ihn die Natur bestimmt zu haben schien, schien ihn auch sein Schicksal hinzuweisen, wie in der eigenthümlichen Erziehungsweise in seiner Jugend, so jetzt in einem weit immenseren Verhältnisse an dem universalthätigen Weimarer Hof, wo man Kunst und Naturkunde wenigstens so angelegentlich betrieb, wie das Regieren. Wenn nur nicht auch Göthe das, worin sich hier doch Mehrere theilten, Alles hätte zusammen sein, und nicht das Regieren so angelegentlich hätte treiben wollen, wie Kunst und Wissen. Wenn er denn Tage und Wochen und Monate „im Dienste der Eitelkeit" verbringen, mit „Maskeraden und glänzenden Erfindungen eigne und fremde Noth übertäuben, und die Feste der Thorheit schmücken" wollte, so war das ganz gut, so lange er diese Sachen

„als Künstler tractirte“ und für seinen eigentlichen Beruf einen Gewinn daraus zog. Wie er sich aber ein „Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spatziergange übertragen“ ließ, und sich auch, so sauer es ihm zuweilen ankam, nicht überzeugen wollte, daß dieß nicht sein Feld war; wie er sich von dieser Unruhe von seinen dichterischen Arbeiten abhalten ließ, und sich nur in immer tiefere Verwicklungen stürzte, „wie die Verschwender, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geiste des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen“; wie er selbst einsieht, „daß sich der Mensch, der sich in Staatssachen versetzt sieht, ihnen ganz widmen muß, da Er doch so vieles andere auch nicht fallen lassen wollte“; wie er fühlt, daß er „zu viel auf sich lade, und doch nicht anders kann,“ dieß ist dem Unbefangenen unheimlich, der es beobachtet, und leid, wenn er die Folgen überschlägt. Indem sich Göthe gegen Merck rühmt, daß er „in seinen Verwicklungen in die Hof- und politischen Händel eben recht am Platze sei, das Kothige dieser zeitigen Herrlichkeit zu erkennen,“ schreibt er dazu: „Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach sind immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie

einem die Weltrolle zum Gesichte steht." Dieß hätte ich nicht ohne Scheu vor der mephistophelischen Natur dieses Freundes geschrieben. Es kommt gar zu kleinlich heraus, und erinnert schon so sehr an den greisenhaften Dünkel, mit dem er sich später wie einer großen That rühmen konnte, wenn er eine Thüre in den Bibliotheksaal unter dem Widerspruch des Senats hatte brechen lassen, wie uns von denen berichtet wird, die Göthes ganze Größe auch in seiner practischen Wirksamkeit wieder fanden, und die es wahrscheinlich für ein anderes Zeichen seiner bewunderungswerthen Objectivität ansahen, daß Er, der die Sprache veredelt und gereinigt, und der höchsten Leidenschaft und dem innersten Gemüte Worte gegeben hatte, nachher auch in seinen Berichten die ganze Jämmerlichkeit unsers Curialstyls geflissentlichst beobachtete.

Worauf in dieser ganzen Exposition der Accent liegt, ist dieß: daß Göthe in diesem dunkeln Drange der innern Welt, die chaotisch in ihm zum Licht rang, sich nicht versucht fühlen konnte, grade den Freunden sich zu eröffnen, in deren Umgebung wir ihn eben betrachten. Knebel würde kaum zu nennen sein. Ein improductiver Kopf in der Mitte von solchen Geistern macht allemal eine ärmliche Figur. Es weht ihn etwas von dem Bestreben dieser Männer an, er will die Natur des Menschen

und seinen Standpunct in dieser Welt erforschen; weder viel Geist noch Erfahrung brachte er mit, nun las er und las, und nahm jedem das Plausible ab und hielt es, bis ein anderer kam und es wieder mit etwas Plausiblerem umstieß. Zerstreuung, Zertheilung, Unstetigkeit, Unzufriedenheit mit, und Unklarheit über sich selbst beherrschten ihn daher nothwendig. Er schrieb die Betrachtung nieder: „Wenn man überlegt, was schon Alles geschrieben ist, daß wir selbst nicht den zehnten, vielleicht nicht den hundertsten Theil von dem kennen und gelesen haben, was Schönes und Vortreffliches in der Welt existirt, und wie wenig solches bisher gefruchtet, so scheint uns unsre Bemühung, auch noch etwas zu sagen, beinahe überflüssig.“ Sie ists auch gewiß in einem, bei dem diese Betrachtung haftet; hier war er auf dem rechten Wege; zuletzt aber fand er sonderbar genug, daß er eigentlich zum Poeten geboren sei. Und der Grund ist noch sonderbarer: „Die Widersprüche Anderer gegen einen Gedanken oder Begriff, sagt er, den ich in mir selbst festgesetzt hatte, reizen mich gewaltig und ersticken in mir alle Vorstellungskraft, vorzüglich wenn sie mit einiger Heftigkeit vorgetragen werden. Dieses reizte auch Göthen so oft zu einer harten Behandlung seiner Gegner.“ — Ergo —

Was Wielanden angeht, so konnte seine

Wirksamkeit in diesen Zeiten Göthen nur einmal interessiren, als er den Oberon schrieb; sein Beifall, den er dem Verfasser bezeugte, war aufrichtig; auch an Lavater schrieb er, „so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Crystall Crystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“ Göthe hat Wielanden in einer besondern Charakteristik ein vortreffliches Denkmal gesetzt, in dem er mit Kunst und ohne Trug seine lichtvollsten Seiten glänzend heraushob und die dunklen verdeckte, wie es dem Augenblick ziemte, für welchen der Aufsatz bestimmt war. In seinen späteren Jahren, wo Göthe so sehr zur Anerkennung der italienischen und spanischen Novellistik und jeder formell ausgezeichneten Darstellung, um den Inhalt unbekümmerter, geneigt war, konnte ihm auch die Anerkennung des schönen Naturells Wielands Ernst sein, und gewiß ist jene Charakteristik, um dieß im Vorbeigehen zu sagen, aufrichtiger, als seine Recension der Voßischen Gedichte, die ähnlich gepriesen ward, auch von ähnlichem Werthe ist, obgleich sie hinter der zufriedenen und behaglichen Miene den Schelm und Schalk birgt, und so geschickt versteckt, daß ihn die arglose Voßische Familie, und der treue Heinrich, unter dessen Augen die Schrift gemacht war, nicht merken konnte, dieser enthusiastische Bewunderer,

der in der Gruppe der Bezauberten um Göthe herum ein ganz eigenthümliches Bild macht und mehr als andere in seiner harmlosen Auffassungsweise auf den unwiderstehlichen Reiz blicken läßt, welchen die freundliche Humanität eines großen Mannes in geschickter Paarung mit imposanter, diplomatischer Ferne und Würde auf unselbständige Menschen ausübt. Um aber auf Wieland zurückzukommen, so stand er grade in der damaligen Lage von Göthes Innerem diesem am allerfernsten. Gerade das, was Wielanden am liebenswürdigsten macht, mußte ihn eben damals am weitsten von Göthen entfremden. Seine häuslichen und Familientugenden haben bei jedem auch noch so schroffen Gegner Achtung erwecken müssen; er repräsentirt eigentlich auf der höchsten Spitze jene didaktischen und moralischen Poeten, die Gellert, Rabener, Gleim, mit jener Beimischung der französischen Leichtigkeit und Gefälligkeit, zu der auch die Deutschesten jener ächt deutschen Schule hinarbeiteten; es entsprang daher jener Contrast zwischen seinem sittlichen Leben und seinen Schriften, und die Anfeindung seines Charakters und dessen Verdächtigung, die er so höchst übel empfinden mußte. Die Art, wie er sich in glücklichem Gleichmut und Maaße in seiner mittleren Sphäre ohne Neid und ohne Neider behauptete, ist durchaus respectabel, so respectabel wie das

Privatleben aller jener genannten Männer, aber auch ganz so langweilig und so lahm. Gegen das Ende seines Lebens konnte er überblicken, daß er eigentlich kein glänzendes Glück gemacht, und manchen trüben Tag verlebt, und alle seine Jugendfreunde fast überlebt habe, doch fand er Ursache der Mutter Natur für seine glückliche Organisation und Sinnesart zu danken, und seinem guten Genius für ein so schönes Gewebe der Tage seines Lebens, daß er glaubte auf einen trüben Tag vierzehn heitere zählen zu dürfen von so reinem Lebensgenusse, als ein demüthiger Sterblicher von dem Himmel fordern dürfe. Aber wenn nur auch dieses Glück so kräftig errungen wäre, als es sich im Besitze gut ausnimmt! Wenn nur auch die Bescheidung nicht so oft Schwäche, die Bescheidenheit Mittelmäßigkeit, die Mäßigung Halbheit gewesen wäre! Ich will nicht näher ausführen als so weit folgende sehr bezeichnende Stelle an Merck zum Commentar dienen kann: „Es ist etwas in der Natur des Menschen," schreibt er, „das mir seine Herrlichkeit vor allen anderen lebendigen Wesen mehr beweist, als alle seine übrigen gepriesenen Vorzüge, und das ist, daß er beinahe in allen Umständen, überall und von Allem leben kann; daß er, wie er auch gedrückt worden sein mag, sich immer wieder aufheben kann; daß er Alles gewohnt werden, sich

selbst in den verzweifeltsten Umständen durchbringen, und wenns ja nicht anders möglich wäre, sich aus dem Bösen selbst eine Art von Glück schaffen kann. — In Allem, woran mein Herz eigentlich hängt, bin ich ein verzärteltes Kind des Schicksals, und wüßte eben darum auch solche Püffe, wie du bekommst, gar nicht zu ertragen.“ Er beschwert sich dann über Verkennung und hofft auf die rechte Anerkennung nach seinem Tode; dann fährt er fort: „Aber ich gestehe, daß ich doch auch selbst etwas davon erleben möchte, und daß ichs herzlich satt bin, in der Welt immer für einen Kerl ohne Herz und ohne Ehre austrompetet zu werden. Ich möchte lieber, daß die Leute meine Existenz gar leugneten, als daß sie mir, wie den Theologen, einen Charakter geben, dessen sich jeder ehrliche Kerl schämen würde. Mein einziger Trost ist, wenn ich im Evangelium lese, daß ein so guter Mensch, wie Jesus Christus war, sich eben so übel und noch übler mitspielen lassen mußte. Denn kreuzigen werden sie mich freilich nicht, aber auch blos, weil ich nicht gut genug bin, um gekreuzigt zu werden, wovor mich auch der Himmel in Gnaden behüten wolle. Denn ich sehe je länger je mehr, daß man just nach Proportion, daß man gut ist, den Narren mit sich spielen lassen muß.“ Diese Erfahrung zu machen, hatte er denn aller=

dings in Weimar Gelegenheit genug. Wie mußte ihn dieß aber gegen Göthe über stellen? Gegen Göthe, der sein Leben und Lebenlassen noch nicht so gewöhnt, der voll des ungemessensten Triebes zu thun und zu schaffen und zu wirken war, während jener so hin vegetirte, und wie er selbst und die Herzogin Amalie sagte, Kinder und Bücher um die Wette zeugte, wie sie allenfalls angehen und mitgehen konnten? Seine ganze literarische Thätigkeit quält sich mit dem deutschen Mercur herum, und von dieser Pest des Journalismus hatte Göthen während seiner kräftigen Periode seine glückliche und gesunde Natur immer bis auf wenige Ausnahmen abgehalten, wo er einmal mit Merck, einmal mit Schiller oder bei andern Gelegenheiten opponirende Journale unterstützte, obwohl immer scheints mit Widerstreben. In dem „Saumercur" aber, wie ihn Göthe in seiner Götzischen Kraftsprache noch nennt, herrschte all die breite Mittelmäßigkeit und Spießbürgerlichkeit, an der sich Wieland vielfach erfreuen konnte, aus der Göthe damals mit aller Macht herausarbeitete.

An diesem Mercur arbeitete auch Merck *)

*) Der Herausgeber der Briefe an Merck, Dr. Wagner, ist der einzige, dem wir für eine Auswahl und Sichtung zu danken haben; und dieser Band hat daher etwas Markiges und Kerniges gegen alle anderen Briefsammlungen voraus.

nach der Lossage von der Frankfurter Zeitung mit, und er knüpft das Band zwischen ihm und Wieland. Gutmütigkeit und Freundschaft bestimmten ihn, der zum Schreiben nicht gemacht war, dem oft verlegenen Redakteur in jenen glücklichen Zeiten, wo man noch nach Recensionen schreien mußte, hier und da einen Aufsatz von Werth, manchmal auch eine Reihe von locker verbundenen Sätzen ohne Ueberschrift, ohne Vollendung, manchmal eine Reisenotiz, manchmal auch noch einen unbedeutenderen Wisch — (für Wieland lauter Gold —) zuzuschicken, mit Vollmacht zu streichen und zuzusetzen nach Belieben, mit Nachgiebigkeit gegen die Rücksichten des Journalisten, der ihm bald mit dem bald mit jenem säuberlich zu verfahren und **menagemens** zu haben anempfiehlt. All das sah Merck nicht sehr ähnlich; er tolerirt nicht gern und sieht dem Journalwesen so auf den Grund, daß man es nicht besser wünschen mag. „Die Kritik," sagt

---

Es wäre von sehr großem Interesse, wenn man Mercks eigne Briefe auffinden und publiciren könnte. Der Herausgeber dieser Sammlung sollte wohl den Versuch machen. Die Anordnung dieser Briefe hätte ich nach den Autoren gesondert. **Variatio delectat.** Wenn man aber solche Dinge nicht als Oblectamente liest, so schmerzt einem der Kopf, wenn man sich jeden Augenblick aus diesem Manne in jenen, aus diesen Verhältnissen in ganz andere versetzen und die alten immer wieder aufnehmen soll.

er irgendwo höchst anwendbar auf unsere Tage, „wiegt jeden eminenten Menschen bis auf ein Loth ab, zeigt die Revolutionen, die er bewirkt hat, und bewirken hätte können, entdeckt die ewige Kette zwischen Ursache und Wirkung, und richtet in der Literargeschichte mit ihrer pragmatischen Behandlung dasselbe Elend an, worunter die politische seufzt. Hierzu ist die Menge der Journale eine ewige Fundgrube, wo jedes große und kleine Ereigniß mit der wahren Behendigkeit einer commère von Haus zu Haus fortgetragen wird. Keine Nation ist so kritisch wie wir, keiner wird von ihren Vorschreiern die Meinung, die sie haben soll, so vorgekaut, aber auch keine hat so wenig eigene Meinung, wie die unsere. Mit stillem Bedauern bemerkt man so oft, wie beinahe Alles verkannt wird; das mittelmäßigste Product wird mit einem Willkomm empfangen, wie das trefflichste seiner Art, und das Tragen und Triumphiren dauert so lange, bis es irgend einem Schreier gefällt, die Sache zu verbieten; alsdann legt sich der Tumult und jeder sieht wieder gutmütig, daß er sich geirrt habe.“ Man begreift, daß ein Mann von dieser Einsicht nicht mit innerem Eifer an einem Journal wie der deutsche Mercur arbeiten konnte und man würde nicht begreifen, wie grade Er in die moralische und literarische Verbindung mit Wieland gekommen wäre, wenn es nicht zu menschlich

und natürlich wäre, daß sich der Unbehagliche gern zu dem Behaglichen, der Unzufriedene zu dem Zufriedenen, der Feindliche zu dem Friedlichen hinzieht, wenn nur ein allgemeines Band der Bildung und Beurtheilung nicht fehlt. So erklärt man sich, wie Merck selbst mit angelegenem Eifer und fast Aengstlichkeit die Dauer der Freundschaft mit Wieland nachsuchen konnte, und wie er so viel Fügsamkeit in dessen journalistische Bedürfnisse entgegen brachte, da jener zuvorkommend auch seine bittern Ausfälle sich gefallen ließ und einrückte, und überdieß ihm gegenüber in einen Ton einging, der es beweist, wie ihm sowohl wie Göthen Mercks Persönlichkeit fortwährend imponirte. Im Gespräche wie vielleicht auch im vertrauten Briefe muß Mercken wohl der Ton des „cynischen Bonsens", den er in seinen öffentlichen Aufsätzen übrigens fast nie anstimmt, eigen gewesen sein, denn Göthes Briefe an ihn lauten immer aus der Götzischen groben, derben, laconischen Mundart*),

---

*) Eine sehr merkwürdige Probe dieses Styls und einen Beweis davon, wie sich die Jugend damals darin gefiel, gibt ein Brief von H. Füßli dem Jüngeren in dieser Sammlung, der auch des Urtheils wegen vortrefflich ist. Es handelt sich von Klopstock. „Den größten Theil seiner Andachtsreden, heißt es, hole Gott und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel. Es ist eine Lüge, daß der größte Theil von Davids Psalmen poetisch seien, und das aus dem Grunde, auf welchen Klopstock den vermeinten

während die gleichzeitigen an Lavater wohl ähnlich knapp, aber doch nicht so — fast gezwungen und angestrengt burschikos reden; das Fräulein von Göchhausen richtet Hans Sachsische Knittelverse, die ihr ganz naiv anstehen, an ihn, und dieser Styl scheint den Weimarern damals ziemlich geläufig gewesen zu sein; und während Wieland gleichzeitig an Gleim noch zuckersüße Worte aus der Jacobischen Schule her gebraucht, mit denen man den guten Dichterprotector ganz verwöhnt hatte, so weiß er sich gegen

---

Vorzug seiner eignen und der übrigen deutschen Poesie vor der englischen baut: weil nämlich die meisten Psalmen auf ein Privatgefühl, eine Localität oder andere empfindungsvolle Grille sich stützen. Wer ist der, der mir sagen will, daß dergleichen Trockenbrötlerei wie der 119. Psalm, oder eines von Klopstocks ewig Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei? Bilder, die Bilder, die ihr verachtet, die ihr nicht erfinden könnt, die machen Homer. Ein wahres allgemeines lebhaftes Gefühl gießt sich durch ein ähnliches Bild in alle Herzen, weil ein falsches, örtliches, individuelles nur Einigen gefallen und alle Anderen verwirren und betäuben muß. Die facultas lacrimatoria, dieses Schönpflästerchen der deutschen Poesie, die telescopisirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen, als die, auf welche sie gedruckt sind. Fühlt, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte auch es zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es ist stürzenswerthe Unverschämtheit, es Andern vorzutrommeln und wenn es in euren heiligen Gedichten ist, so sage ich mit Götz: für die Majestät der Religion habe ich alle schuldige Hochachtung, aber Ihr, Herr Hauptmann — u. s. w.

Merck auf eine ihm ganz anständige Art in die unanständige Ausdrucksweise zu finden, ja die Merckische Denkungsweise unterzulegen, wenn er auch in der Handlungsweise dem nicht nachkam. Es möge Eine Stelle von ihm über das Journal- und Schriftstellerwesen alles zugleich anschaulich machen: „Ueber die **vanitas vanitatum**, sagt er, des Recensenten und des Autorhandwerks überhaupt, und über das **immensum inane**, das selbst in den Blitz-, Hagel- und Donnerwettern von Colofonium und Bärentappen, so die Herrn Genies um uns herum machen, ist, und über die große Wahrheit, daß in allen menschlichen Dingen alles nur auf Licht und Schatten ankommt, und über die noch größere Wahrheit, daß es einem manchmal mehr jammern als lächern muß, so zuzusehen, wie gotteserbärmlich sich das liebe dumme Publicum betrügt und betrügen läßt, und wie am Ende alle sogar **nolentes volentes** besch.. und **reciproce** besch.. werden, über all dieses und dergleichen denken wir beide, glaub' ich, tieflich gleich.“ Merck ist damals die beste Stütze des Merkur, und Wieland bedauert nur, daß dieser Mann, der „ein nützlicher und sogar ein brillanter Schriftsteller sein und die ganze lesende Welt hinter sich herschleppen könnte, einen Ekel vor der Schriftstellerei habe“, ohne daß er, wie Göthe, tiefer einsieht, daß jenes Vermögen in der That nicht in

Merck gelegen war, sonst würde er bei seiner wirklichen Mittheilungslust den Merkur besser benutzt haben, als er that, da ihm Wieland so gern freies Spiel ließ. Er fordert ihn auf, mit Nachdruck allem verkehrten Wesen entgegenzuarbeiten, das darum nur die Oberhand gewinne, weil sie auf ihrer Seite zu gelind sind, weil sie nicht Ehrgeiz, Geschmeidigkeit und Eitelkeit genug haben, **Chefs de Parti** zu sein, was Er (Wieland) so oft gekonnt und nie gewollt habe, weil er weder ungerecht gegen einen guten Kerl sein könne, der anderer Meinung wäre, noch partheiisch gegen einen schlechten, der mit ihm halte. Er höre es also gern, wenn er, wie er sage, neben einem großen Krug Niersteiner einmal alle seine Piken über die deutsche Literatur in einem Nachttopfe sammeln, und das liebe heilige römische Reich deutscher Nation damit einsalben wolle. Dieser kleine Aufsatz nun erfolgte und ward im Merkur von 1779 (II, 25—36) gedruckt, und ist wohl einer der interessantesten Aufsätze, die Merck geschrieben hat. Allein so vortreffliche Sätze er enthält, so sieht man doch, wie Göthe darin ganz recht hat, daß er keine Ansprüche an sein ausübendes Talent machen durfte. Und wenn doch Jemand auf Göthe damals wirken sollte, für den jede Kritik, jede Analyse, jede Demonstration eine **litera clausa** war, so hätte er's mit Muster und Beispiel gemußt. So war, was

Lessing dichtete, für ihn bedeutsamer, als was er kritisirte, obgleich dieß weit das trefflichere war; so regten ihn Winkelmann, Voß, Schiller an, obgleich er immer auf seinem Wege blieb. Es zeigen die meisten seiner Producte nicht allein die epidemische Einwirkung der herrschenden Ideen, sondern auch die individuelle Contagion durch seine nächste Umgebung. Merck war in bildender und redender Kunst ein treffender Kenner, der mit Witz und ohne Floskeln, mit verständiger Schärfe und ohne Enthusiasmus die Werke der Phantasie zu unterscheiden wußte; er konnte das empfangende Publicum von der besten, ernstesten, tüchtigsten Seite repräsentiren und er verachtet daher tief in jenem Aufsatze die Urtheilslosigkeit des deutschen Volkes und seine Richtung aufs Materielle. Zwar ein so realer und practischer Mann selbst, durchsieht er, was zur bildenden und schaffenden Natur eines Künstlers gehört, und daß eben dieß Wesentliche dem Norden abgehe, wo „die Sinnlichkeit ein Rausch sei, dessen wir uns schämen, wenn sie vorüber ist", daß wir daher natürlich die Existenz eines Menschen schief beurtheilen, der sein ganzes Leben in diesem Elemente verbringt. So geeignet diese Ansichten waren, Göthes bahnbrechende Thätigkeit zu unterstützen (wie wir es ja Merck danken, daß Göthe kühn hervortrat, was dem Scharfblick dieses Mannes in einer Zeit von chaotischem Geschmack

und anarchischer Urtheils= und Haltlosigkeit in der Literatur die größte Ehre macht), so gehörte trotz all dem Merck einem alten Regime an, das auf Göthen nicht in die Länge wirken konnte. Er brach daher auch später, scheint es, allen literarischen Verkehr, bis auf die naturhistorischen Mittheilungen, mit Merck ab. Man kann diesen mit Niemanden besser vergleichen als mit Möser; in den Fächern der Kunst und Naturkunde *) urtheilte er und war er Kenner, wie dieser in den politischen und staatswirthschaftlichen, und einzelne Aufsätze von ihm, oder die Schilderungen des jungen Oheim von dem Stadtwesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantasien nicht unterscheiden, denn es gehört schon ein Auge dazu, seine ernsteren Sarkasmen von Mösers gutmüthigerer Ironie zu trennen, so wie ein gewisser Unabhängigkeitsgeist in ihm, der die Cultur mit ihren Bedürfnissen und den Folgen

*) Ich berühre den Verkehr nicht, in dem Merck mit dem Weimarer Hof über Kunstgegenstände und mit den verschiedensten Naturforschern über Geologisches und dergleichen stand. Doch muß ich auf die Briefe von Tischbein an M. aufmerksam machen, die die schönste Zierde der Sammlung sind, und außer mit der ganzen Liebenswürdigkeit dieser treuen Seele, die sie eröffnen, auch mit seinen Ansichten von dem, was der ächte Künstler von je hochhielt, und was unsre neue historische Malerei am nothwendigsten bedarf, interessiren und belehren müssen.

ihrer zusammenhängenden Natur gern entbehrt, einen Gegensatz gegen Mösers staatsgeselligen Sinn bildet.

Unstreitig würden wir Herdern großartiger als Wieland und deutlicher als Merck von Göthes Wirksamkeit in diesen Zeiten urtheilen hören, wenn uns etwas von ihm erhalten, oder Hoffnung wäre, das etwa Erhaltene noch publicirt zu sehen, und wenn nicht vielleicht bei der persönlichen Unverträglichkeit beider gegen einander zu fürchten wäre, daß Leidenschaftlichkeit die Urtheile verdunkeln möchte. Aeußere Verbindung scheint unmittelbar wenige unter ihnen gewesen zu sein und Göthe klagt auch, daß Herder in Weimar fortführe, sich und Anderen das Leben sauer zu machen; er fühlte sich also noch gegen ihn wie in Strasburg. Nur Eine Stelle finden wir in dem Buche von Falk, die uns interessiren kann. Nach ihr tadelte Herder, daß sich Göthe der menschlichen Umgebung entzog. Er behielt „die Krone aller Erscheinungen, den Menschen, in seiner sittlichen Größe" in den Augen, und sah es, wie Merck, ungern, daß Göthe aus dem Kreise wich, in dem er sich den ersten Beifall erworben. „Der von Natur Auserwählte sollte immer nur das Auserwählte darstellen." Göthe sah es als eine Wirkung von Herders „nordischer Einsamkeit" an, daß er „die anmuthigen heiteren Spiele der Kunst in den gewitterschweren Dunstkreis der Politik und des Lebens mit

aller Gewalt herabnöthigen wolle." Doch diese Winke nehmen wir vielleicht besser an anderen Stellen wieder auf, wo sie in anderen Verbindungen nicht so sehr der subjectiven Beleuchtung bedürfen, denn ich möchte mich selber gern in diesem Aufsatze möglichst entfernt halten.

Aus den verschiedensten Ursachen also waren dieß nicht die Männer, die auf Göthe hätten influiren können. Wie anders möchte sich sein Leben und seine Thätigkeit gestaltet haben, wenn er damals schon Schillern hätte kennen gelernt und dieser schon die Selbständigkeit errungen gehabt hätte, die er später Göthen entgegenbrachte! So aber blieb er sich selbst überlassen bis auf seine Reise nach Italien, die ihn an sich und durch die vorherrschende Beschäftigung mit Kunst und Natur noch mehr isolirte, als er es bereits war. Hier will ich die Leser auf einen bekannten Aufsatz von Wilh. v. Humboldt in den Berliner Jahrbüchern verweisen, der Göthe's erhöhte Thätigkeit in dieser schönen Natur, für die er mehr geboren war, in das schönste Licht setzt. So mächtig diese neue Umgebung ihn anregte, so sieht man doch, daß sie, was sein poetisches Schaffen angeht, kaum einen neuen Plan in ihm aufrief, und nur das in Weimar Angefangene weiter zu bringen oder zu vollenden half, während sie über bildende Kunst und Natur ihm neue Lichter anzündete

und seine ganze Thätigkeit zu seinem eigenen Befremden auf diese verschiedenen Gegenstände zertheilte. Wie er nachher nach Deutschland zurückkehrte, schüchterten ihn die Weltbegebenheiten noch viel mehr in sich ein; er vermochte die furchtbaren Erscheinungen der Revolution und ihre ungeheuren Wirkungen nicht zu bewältigen, und des Abschlusses mit jeden auf ihn wirkenden Begebenheiten und Zuständen bedürftig, da seine künstlerische Natur nichts Halbes und Verworrenes und Werdendes ertrug, warf er sich mit einem merkwürdigen Hasse gegen die gegenwärtige Geschichte auf und hing fortan nur noch aus Gewöhnung an Poesie und allem was den handelnden Menschen anging; „das Wort des Menschen war ihm sonst das Wort Gottes", jetzt ward es das Wort der Natur immer mehr. Von Jugend auf dem Hange zur Einsamkeit, der Aufmerksamkeit auf die Natur ergeben, ohne ein bewegtes episches Jugendleben, hatte Göthe auch von seiner Mutter geerbt, sich jeden unangenehmen Eindruck ferne und fremd zu halten, und rühmte er zwar von sich, daß ihm nie ein großes Glück unerworben zu Theil geworden, so kam doch auch das Schicksal dieser seiner Natur wohlthuend entgegen, und hielt alle äußeren Collisionen und großen Widerwärtigkeiten von ihm ab, und es geschah ihm nichts Quälendes als durch sein eignes Innere, durch Leidenschaft und

Bestrebung. Dieß gab denn seiner Lyrik und seinem lyrischen Drama so hohen Werth. Diese Eigenheiten aber entfernten ihn von den Menschen und dem Umgang mit Menschen immer mehr, und daher hat des Menschen handelnde Natur ihn immer weniger beschäftigt. Der Künstler überhaupt steht außer dem Leben und der Wirklichkeit und trifft nicht gerne hart mit ihr zusammen; Göthe hatte diese Eigenschaft so sehr, daß jede unangenehme Berührung mit dem Publicum als Dichter, Kritiker oder Naturforscher ihn, je länger es dauerte, desto reizbarer, und man möchte sagen, je seltner sie ward, desto empfindlicher machte. Schon als Göthe noch in Weimar mitten im Staats- und Hofleben sich umtrieb, überfiel ihn die alte Erfahrung, daß das moralische Leben des Menschen voll Unruhe und Hast, ungesättigt und in steter Anstrengung und Noth dahingeht, und wenn ihm das zu lästig ward, suchte er schon damals in der stillen, reinen, ebenmäßig wiederkehrenden Vegetation Trost und Ruhe. Hier traf seine ruhige, beobachtende Natur auf keinen störenden Eindruck. In Italien aber bildete sich diese Eingezogenheit völlig aus. Die Innigkeit, mit der er sich in das heimliche Weben der Natur versenken konnte, wie er mit den Gegenständen seiner Beobachtung lebte, redete und sie belauschte, wie er sich seinen Hang zum Wunderbaren und Wundersamen, welches in der

Natur das Allgewöhnliche ist, nährt und fördert, wie er der schweigenden ernsten Natur gegenüber sogar alles Reden unnütz und geckenhaft findet, grade wie er den Bildwerken gegenüber sich alles Redens und alles Denkens über Kunstgegenstände enthalten möchte, diese Innigkeit und Hingegebenheit läßt sich in seinem übrigen Treiben nicht bemerken. Wenn er die Festlichkeiten in Weimar belebt, fällt ihm das Thörichte und Kleinliche seiner Thätigkeit ein; wenn er sich im Menschengewirre umtreibt, so stößt ihn das Planlose und Eitle ab; wenn er dichterisch producirt sogar, so ist er über seine Producte im Zweifel und Unklaren, er bringt zögernd hervor und macht durch das Zögern selten etwas besser. Nur wenn er sich mit der bildenden Kunst beschäftigt, in der er nicht producirte, in der er in keinerlei Collision mit dem Publicum kam, in der er bloß genießend und anschauend lebte, und die den mit ihr Beschäftigten noch ferner von der handelnden Menschheit hielt, nur dann war er in ungestörtem Glücke. So scheint ihm das Studium der Form des menschlichen Körpers lange die schönsten Stunden bereitet zu haben; so war sein Umgang mit Meyer behaglicher für ihn als der mit Schiller, der ihn rastlos zu Dichtung und Menschen zurückrief. Nur wenn er ferner das stille und große und stets gleichmäßige Wirken und Walten der Natur beobachtete, sieht

man ihn in ungetrübtem Vergnügen, das ihm nur gestört ward, als er producirend auch in der Naturkunde mit den Menschen wieder zusammentraf. Da er aus Italien zurückkehrte, brach zugleich die französische Revolution aus. Welche ungeheure Einwirkung dieß auf ihn hatte, ist begreiflich. Bewältigen konnte er sie nicht. Sie verleidete ihm die Dichtung und die Menschen noch mehr. Dazu sah er zugleich Schillern im Flor, der in allem dem wild Leidenschaftlichen, von dem er sich mit Mühe losgemacht hatte, fest steckte und wiederzubringen schien, was er meinte beseitigt zu haben. Mit Bewußtsein und Beharrlichkeit zu besiegen, was ihm im Wege stand, war ihm nicht gegeben. Hätte er, wie Lessing, durch tausend Schwierigkeiten siegreich Bahn gebrochen, hätte er Schillern werkthätig später unterstützen können, so hätte beider Wirksamkeit zur Festigung von Geschmack und Kunstsinn wohl mehr beigetragen, als so. Göthe aber war weit zu viel Natur zu einem Wirken dieser Art. Die Natur ist nie eigensinnig, sie besiegt nicht Hindernisse und Disharmonieen, sie geht an ihnen vorbei, hält sie von sich ab, umschleicht sie; solche menschliche Naturen wirken daher auch wie die allgemeine Natur selbst: sie drängen nirgends weder alle ihre Kräfte noch alle ihre Schönheiten auf Einen Punct zusammen, sie zerstreuen sie einzeln, und begnügen sich oft mit dem

Nebenweg, wo sich der Hauptweg sperrt, und vergnügen sich hier und da mit dem Versuch, mit der Möglichkeit des Hervorbringens und mit unvollkommenen Schöpfungen. Solche Menschen werden daher auch weit mehr, eben wie die Natur selbst, ihrer Fähigkeiten wegen bewundert und beneidet, als eines freien Vermögens wegen hochgeachtet, sie werden mehr bahnzeigend als brechend gefunden, mehr liebenswürdig als kräftig, mehr als merkwürdige Schöpfungen und Meisterstücke der Natur bestaunt, denn als Resultate ihres eignen Bildungsvermögens geschätzt.

In dieser Ruhe und diesem Gehenlassen seiner Natur begegnete ihm Schiller zum erstenmal in einer Zeit, die noch jenseits unseres Briefwechsels liegt. Nie hat die Welt vielleicht zwei so total und in aller Hinsicht verschiedene Menschen in so naher und in einer so ganz eigenthümlichen Verbindung gesehen. Göthe, von Natur zum Künstler im allgemeinsten Sinne so ganz geboren, daß sie ihn fast mit völliger Unentschiedenheit zwischen die beiden Richtungen der redenden und bildenden Kunst geworfen zu haben scheint, in der ihn dann das Schicksal oder der Zufall seit jenem bekannten Orakel des Messerwurfs gehalten hatte, hatte allmählig jenen bezeichneten höchst merkwürdigen Wendepunct erreicht, wo er die Dichtung mehr verließ und sich auf bildende Kunst

und Naturkunde warf, wo sich die producirende Kraft seiner Phantasie zu erschöpfen und er auf Kritik und Wissenschaft von der Kunst, ja auf Abstraction von der Intuition überzugehen anfing. Die ganze Zeit und alle Bestrebungen in Deutschland waren nicht fähig, ihn in dieser nothwendigen Wendung seines Inneren aufzuhalten, so wenig wie die Stimme seiner Freunde oder der Beifall der Nation. Schiller war umgekehrt mit weit minderer poetischer Anlage geboren, seine Verhältnisse hatten ihn auf Medicin und Physiologie geworfen, seine eigne Neigung war dem nicht einmal so bestimmt entgegen, er wünschte, auch als er schon den ersten großen Beifall als Dichter erworben hatte, seinem Fache getreu zu bleiben. Dennoch ergriff ihn die Stimme der Zeit, der Drang der Gegenwart, das Leben der Nation so, daß er durch schwere und drückende Verhältnisse und mit Gewaltstreichen seiner Neigung Bahn verschaffte. Unglück und Noth verfolgte ihn, während Göthen das Schicksal leicht trug; das Unglück ist nie eine Schule für große Dichter gewesen, und dennoch rang sich Schiller hindurch. Göthe im behaglichen Wohlleben mochte nicht das Geringste von der Außenwelt ertragen und setzte sich frühzeitig mit der Welt in Opposition; Schiller in viel größeren Widerwärtigkeiten gewann die Dichtung immer lieber. Göthe in Weimar und Italien jeder Sorge, jeder Aengstlich-

keit um die Existenz enthoben, und in der schönsten künstlerischen Muße, verließ die Dichtung, und Schiller, in langer, theils nothwendiger, theils freiwilliger Beschäftigung mit Geschichte und Philosophie, strebte mit stets erneuter Liebe und gesteigerten Begriffen und erhöhten Forderungen zur Poesie zurück. Weit entfernt, daß Schillern die Wirklichkeit und das Leben so geschreckt hätte trotz seiner harten Erfahrungen, hatte er Kühnheit genug, auf epische Productionen zu denken, die den Stoff aus der handelnden Umgebung nehmen sollten. Die Revolution, die auf Göthen so zerstörend wirkte, aus der Göthe nur das Ekle und Widerliche widerlich darzustellen geflissen war, begeisterte Schillern einmal sich thätig und wirkend einmischen und eine Vertheidigung des unglücklichen Königs schreiben zu wollen. Von Anfang bis zu Ende war er bemüht, in edlem Sinne zu wirken, alles Gemeine zu erhöhen, im rührenden Glauben an den Erfolg solcher Bestrebungen — und, wie Göthe doch selbst, mit halbem Widerstreben, zugeben muß, nicht ohne wirkliche Frucht. Seit er mit seiner Thalia ein Band der Freundschaft mit dem Publicum zu knüpfen suchte, bis auf seine gelegentliche Regie am Weimarer Theater, war nichts fähig, ihn von diesem Glauben abzubringen, selbst Göthes tiefgewurzelte Verachtung des Publicums nicht. Göthe, immer

zweifelnd und langsam in seiner dichterischen Thätigkeit, konnte sich selbst an Schillers mühseligem Ringen nicht trösten; Schillern, der aufs höchste Göthes Leichtigkeit bewundert, „mit der er nur am Baume schüttle, um sich die reifsten Früchte zufallen zu sehen, während sie Andere mühselig sammelten und prüften", konnte selbst diese Betrachtung nicht irren, da er grade tantalisch strebte, die Last seiner alten Rhetorik und Speculationslust abzuwälzen und auf Einmal einsah, wie fern er von dem Ziele war, das er stets deutlicher und lockender vor sich sah. Schiller hatte sich von dem Studium der Natur ganz losgesagt, dem Göthe immer mehr sich hingab, und er trieb sich ganz in den streng geistigsten Thätigkeiten des Menschen, in Poesie, Geschichte und Philosophie herum, und dieß waren auch die Zweige, um die sich die Horen drehen sollten, als er diese gründete, die seine erste Annäherung zu Göthen veranlaßten. Bei seinem früheren Zusammentreffen mit Göthe also stieß ihn ganz zu Anfang die Ruhe, die Göthes Natur und Beschäftigung mit sich brachte, ab, die der natürlichen Unruhe diametral entgegen lag, die ihm, der Alles durch sich selbst werden sollte und der den schönsten Gegensatz eines strebenden menschlichen Willens gegen die natürlichen Vollkommenheiten in Göthe darbietet, seiner Natur nach eigen war und

durch seine Beschäftigung mit der moralischen Welt genährt ward. Er zweifelte daher gleich nach dieser ersten Bekanntschaft, daß er je Göthen nahe kommen würde. „Vieles, schrieb er, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“ Als sie sich nachher auf die Dauer näher kamen, meinte Schiller, es sei ein Glück, daß sie erst so spät zusammen getroffen, nachdem beide in sich abgeschlossen waren, nachdem ein gegenseitiger Nutzen möglich war ohne Abstoßen, nachdem die Jugend vorüber war, die selten tolerant ist, nachdem sie sich Vielerlei mitzutheilen hatten, so wie die letzten Reisegefährten auf einer langen Reise sich am meisten einander zu sagen haben. Später sah Schiller freilich ein, daß er bei früherem Zusammentreffen mit Göthe, als dessen Thätigkeit noch kräftiger war, anregender auf ihn würde gewirkt haben. Trotz dem aber ist es in der That ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie sich diese beiden Männer gleich im ersten Stadium ihrer Bekanntschaft, Göthe durch seine ungemeine Anregungsgabe, Schiller durch den Ernst seines Wirkens, gewannen. Sie fanden den richtigen Weg, sich so=

gleich als totale Naturen gegen einander über zu stellen, da sie so grundverschieden waren, und Schiller fürchtete allzu besorgt, daß ihn Göthe werde über den Haufen werfen können, da grade Er nie fähig war, sich irgend etwas zu assimiliren, was seinem eigensten Wesen fremd war, und da es in der That ganz umgekehrt geschah, daß Schiller viel unmittelbarer mit seinem speculativen Hange Göthen ansteckte, ja gewaltsam, auch bei geringem Entgegenkommen von Seiten Göthes, den Productionstrieb wieder bei ihm aufregte, der fast zu ersterben drohte. Indem sie sich nach und nach mehr in einander einlebten, fanden sie, daß bei aller Verschiedenheit der Art ihrer Naturen sie doch in wesentlichen Dingen, in Grundsätzen sich ähnlich, ja gleich waren, „daß die Kreise ihres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidirten, theils sich berührten, daß sie auf Einen Punct zielten, so verschieden die Werkzeuge auch waren, mit denen beide die Welt anfaßten, und so verschieden die offensiven und defensiven Waffen, die sie führten.“ Wirklich kam es auch unter ihnen im Verständniß über die Grundsätze ihrer Kunst so weit, daß sie Aufsätze zusammen entwarfen; ja sie gingen sogar in der Ausführung so sehr in ihre gegenseitige Manier ein oder warfen alle Manier so ab, daß man ihre anonym gedruckten Aufsätze verwechselte. So wurden

sie sich gegenseitig Muster und Richter, und trachteten in ihren Arbeiten zuerst, sich und ihre großen Anforderungen zu befriedigen. Schiller sagte von ihrem Verhältnisse sehr bezeichnend: „Ein solches auf wechselseitige Perfectibilität gebautes Verhältniß muß immer frisch und lebendig bleiben, und grade desto mehr an Mannichfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es wird und je mehr sich die Entgegensetzung verliert, welche bei so vielen allein die Einförmigkeit verhindert. Ich darf hoffen, daß wir uns nach und nach in allem verstehen werden, wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen, was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, werden wir uns durch die Empfindung nahe bleiben.“

Es war Schade, daß sie gleich anfingen mit einander für ein Zeitblatt und bald auch für einen Almanach zu arbeiten, denn diese Thätigkeit war nie einem höheren Bestreben zuträglich. Man arbeitet im Solde des Buchhändlers, unter der Ruthe der Periodicität, man lernt zu leichtfertigen Zwecken leichtfertige Dinge schreiben, man geräth auf Nebendinge und sieht Mittel für Zwecke an, man wird mit Schriftstellerkniffen und mit den Schwächen des Publicums bekannt, welches der Zeitschriften am meisten bedarf und welches unstreitig der Theil ist, der die niedrigsten aber meisten Ansprüche macht

und die wenigste Rücksicht verdient. So sieht man denn auch hier theils in eine Wohldienerei, theils in eine Mystification, mit der man das Publicum behandelt, hinein und hört von Prellereien und bezahlten Recensenten. Eines der berühmtesten öffentlichen Zeichen des neuen Bundes nun waren die Xenien. Man möchte sagen, es war ein eigenthümlicher Ausbruch des Uebermuts, in dem sich beide in ihrer neuen Vereinigung fühlten, wie das erste Weimarer Leben Göthes wieder in anderer Art. „Es war erst ein Possen, ein Schabernack auf den Moment berechnet; nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß und zersprengte das Gefäß.“ Der Unmut über das Publicum ergriff damals auch Schillern auf Veranlassung der Aufnahme der Horen. Die Schonungslosigkeit, mit der die Epigrammatisten mit aller Welt umsprangen, veranlaßte natürlich einen großen Aufstand der Literaten gegen sie, ganze Bücher erschienen dagegen, unglücklicherweise auch Distichen, wo denn offenbar ward, daß Xenien auch ein poetisches Product seien. Diese Opposition war wohl freilich natürlich und der Gegenangriff verdient, und Schiller hätte damals nicht im Unmute sagen sollen, man werde eben G ö t h e n nie seine Wahrheit und tiefe Natur, i h m nie seinen starken Gegensatz gegen die Zeit und die Masse des Publicums verzeihen, denn es war doch etwas

arg, der Welt zuzumuthen, daß sie diese Geißeln geduldig hinnehmen sollte. Daß man auch heute noch, nachdem die Leidenschaft und persönliche Rücksicht aufgehört hat, ein Verbrechen aus der kühnen Laune der Dichter mache, darf der Literarhistoriker am wenigsten wünschen oder theilen, da ihm die rücksichtslosen Urtheile werth und wichtig sind, da er über alle Rücksichten in seiner Darstellung hinaus sein muß. Es ist überhaupt eine Untugend an uns, daß wir nicht Spott und Spaß vertragen wollen, da es doch übel mit jeder Sache zu stehen scheint, die Spott und Spaß nicht verträgt. Auch verloren beide nicht ihren ernsten und würdigen Standpunct darüber. Göthe ist höchst erfreut, daß unter den ersten großen Wirkungen der Xenien Schiller grade seinen Wallenstein wieder aufgreift, da er sich mit Hermann und Dorothea beschäftigt, denn, sagt er, nach diesem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blos würdiger und großer Kunstwerke befleißigen, und unsere proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln.

Niemanden konnte eine solche Aufforderung mehr aus der Seele geredet sein als Schillern, der überall das Höchste in Aussicht zu nehmen so bereit war. Nur kam grade Göthe dieser Aufforderung

am langsamsten nach. Seine schönste Periode war eben damals vorbei. Er hatte zwar nicht ganz ohne Grund gehofft, daß ihn Schiller zu einem lebhafteren und emsigeren Gebrauche seiner Kräfte aufmuntern werde, allein sein eigner Trieb, den er entgegenbrachte, war allzuklein. So lange Schiller an ihm rüttelte, ging es ihm mit seinen Productionen, wie mit einem Pulver: es schien sich dann zu vereinigen; allein sobald er wieder für sich war, so setzte es sich nach und nach wieder zu Boden. Er fühlt in sich eine merkwürdige und eigene Veränderung vorgehen, er gesteht Schillern: „Sie haben mich von der allzustrengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit ansehen gelehrt; Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Auch Schiller schien ihn damals immer auf der Höhe seines Lebens zu sehen, und auf dem Gipfel aller neueren Kunst: er meinte, er dürfe jetzt nur die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selbst erndten; alle seine Schritte seien jetzt bedeutend, und die Klarheit über sich selbst bewahre ihn vor allem eitlen Bestreben und Herumtappen; auch ihm scheint es, als ob Göthe jetzt

ausgebildet zu seiner zweiten Jugend zurückkehren und die Blüte mit der Frucht verbinden wollte; und diese zweite Jugend, sagt er, ist unsterblich, wie die der Götter. Selbst bei seiner Langsamkeit und Zögerung sah ihn Schiller immer im Drange der Thätigkeit; er mußte doch immer etwas Italienisches, etwas Französisches zu übersetzen, etwas Altes zu verjüngen haben; er machte doch wenigstens den Meister fertig, schuf fortwährend an seinem Faust, dazwischen schien Hermann und Dorothea die alte Jugendkraft wirklich hergestellt zu zeigen, Balladen und Xenien entstanden im Wetteifer mit Schiller, Plane zu Mährchen, Epen, didactischen Gedichten jagten einer den andern, einer blieb aber auch nach dem andern liegen. Schiller überblickte alle diese Plane; wenn Göthe von seiner Achilleis sprach, so hinterließ er einen Eindruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, den Schiller nie vergessen konnte. Einen dieser Pläne fand Schiller groß genug, um das halbe Leben eines anderen Menschen thätig zu erhalten und ungern sah er Göthen damit spielen, zaudern und die Zeit verbringen. Selbst daß die Poesie bei Göthen unter seinen Beschäftigungen mit bildender Kunst und Natur leidet, ist Schillern unangenehm. Auch Er also mochte Göthen immer wieder diesem Gebiete zurückgegeben denken, auch Er stimmt in das, was

Merck und Herder aussetzen mochten, ein. Und wie großartig faßte er des Mannes Beschäftigung mit der Natur! Hier war nichts Kleinliches in das Urtheil gemischt. Er sah ihn die äußere Natur umspannen, und „wie er von den einfachsten Organisationen Schritt vor Schritt zu den mehr verwickelten aufstieg, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, practisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu entwickeln; wie er dadurch, daß er ihn der Natur gleichsam nacherschuf, in seine verborgene Technik einzudringen suchte." Diese Beschäftigung mit der Natur sah Schiller nur für einen Umweg an, auf dem Göthe wieder zur Dichtkunst zurückgelangen sollte. „Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, sagt er zu Göthe, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig geworden. Schon in der ersten Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer

Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebähren. In derjenigen Lebensepoche, wo sich die Seele aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur dadurch vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene, schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction gingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann." Man sieht wohl, diese Vorstellungsweise, wie die ganze Vorstellung selbst, ist ächt Schillerisch: es

schien ihm gar nicht anders denkbar, als daß Göthe bereichert mit seinem Wissen auf dem Gebiete der plastischen Kunst und der Natur zu der Poesie zurückkehren sollte, so wie er selbst aus dem Reiche der Geschichte und Philosophie, wo er theilweise so gern verweilt hatte, mit stets neuer Wärme dahin zurückgekehrt war. Wirklich berechtigten einzelne treffliche Früchte dieser Art zu diesen Erwartungen. Göthe hatte in seiner Iphigenie und in Hermann und Dorothea Vortheile von der bildenden Kunst gezogen, da er bemerkte, wie die plastische Manier auf größere Reinheit führe, „indem bei einem gleichzeitig, sinnlich vor Augen stehenden Werke das Ueberflüssige weit auffallender ist, als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorübergeht.“ Allein Schiller mochte sich bald überzeugen, daß eine so kräftige Periode in Göthe nicht wiederkommen werde, wie seine beiden durchlebten waren. Er beobachtete ihn während seiner Vollendung des Meister, seiner Verfertigung des Hermann, seiner Fortsetzung des Faust. In der ersten Wärme des Verkehrs, bei der alten Gewöhnung, nur das Treffliche aus Göthes Händen kommen zu sehen, bei der wirklichen Vortrefflichkeit großer Theile im Wilhelm Meister fehlte es um so weniger von Schillers Seite an aufmunterndem Zurufe zu dessen Beschließung. Dennoch arbeitete Göthe so zögernd

daran, daß Schiller schon im Voraus richtig muthmaßte, „es werde wegen der langen Zwischenzeit, die zwischen dem ersten Wurf und der letzten Hand verstrich, eine kleine Ungleichheit, wenn auch nur des Alters, sichtbar sein.“ Immer ist Göthe voll Mistrauen über diese Composition; Er sieht aus den ersten Theilen die Leser zu großen Forderungen berechtigt, deren Summe er erst übersieht, da er schließend bezahlen soll. Das Werk war vor Jahren in ganz anderer Absicht begonnen, als es jetzt vollendet ward. Hier sieht man wie leichte und sichrere Arbeit der Literarhistoriker sehr oft gegen den Aesthetiker hat. Selten haben wohl dichterische Werke so scharfe und aufmerksame Leser und so liebevolle und warme Kritiker erhalten, wie die Lehrjahre in Schiller, und es ist in der That erstaunlich, wie eindringend sein ästhetisches Urtheil ist. Schiller fand noch ehe das Ganze vollendet war, dem Schauspielwesen darin zu viel Raum gegeben, mehr als sich mit der weiten und freien Idee des Ganzen vertrage. Es bringe diese Sorgfalt des Details in dieser Gattung den falschen Schein eines besonderen Zweckes in die Darstellung, und Göthe strich auch wirklich auf diese Mahnung manches von dem theoretisch practischen Gewäsche, wie er es nennt, das gleichsam für den Schauspieler war, hinweg. Nun wissen wir aber aus einer Stelle der Briefe an Merck, daß die Niederlegung

des ganzen Schauspielerwesens in diesen Roman im Anfang Göthes Zweck wirklich war, und auch ohne diese Stelle würde man leicht den ganz verschiedenen in der größeren vorderen Hälfte des Werkes herrschenden Geist von der letztern, jenen wahrhaft epischen Theil von diesem didactischen unterscheiden. Wenn auf dem Wege fortgefahren wäre, auf dem Göthe anfing, so hätte sein Werk der practischen Idee, die Schiller darin suchte und die Göthe zuletzt hineinlegte, nicht bedurft; Schiller hätte sich dann in der That bei jener Stetigkeit in dem Ganzen beruhigen dürfen, ohne auf eine stärkere Einheit auszuspähen. Der literarhistorische Beurtheiler erkennt ohne Mühe, wie entschieden jener erste klare, helle Theil voll Leben, mit seiner weiten Anlage und mannichfachen Entfaltung, der kräftigeren voritalienischen Periode angehört, und wie die rasche, plötzliche, dunkle und ungenügende Lösung und Entwicklung neben der natürlichen Tochter die contemplative Periode beginnt, was Schiller natürlich nicht sehen und wissen konnte. Nun steht der Held des Romans in einem höchst zweideutigen Lichte. In der ersten Anlage des Werkes war schwerlich darauf gedacht, den Meister als einen der Schauspielkunst Unfähigen oder Unkundigen darzustellen, der spätere Ausgang machte dieß freilich nothwendig. Nun sieht ihn Schiller am Ende in der schönen mensch-

lichen Mitte zwischen Phantasterei und Philisterhaftigkeit stehen, Humboldt aber findet in ihm ein besinnungs- und haltungsloses Geschöpf durchweg. Den Uebergang von dem, was Göthe selbst war, zu dem was er sehr allmählig und mit großen Influenzen ward, von einer ganz anschauenden, lebensthätigen, leidenschaftlichen Natur zu einer reflectirenden, tiefsinnigen, ruhigen, sehen wir den Meister schnell und ohne die nothwendigen Uebergänge machen, sehen den effectvollen Helden sich mit einem leidenschaftlosen Weibe zum Schlusse verbinden, sehen die ganze Veränderung unter den Einwirkungen eines Kreises von Männern vorgehen, von denen wir viel Vortreffliches hören, aber nichts sehen, von denen man sich nicht erklären kann, was sie zu Meistern dieses Menschen, was diesen Menschen zu einem Gegenstande ihres Interesses macht, und zwischen deren Geheimnissen der menschlich Verirrte sich plötzlich zurechtfindet, der mindestens so großer Umwege zu seiner Heilung bedurft hätte, als Irrwege er durchlaufen war. Nun fühlt wohl Schiller das Schiefe seiner Stellung zu Lothar und Jarno und erklärt es sich nicht aus dem Widerspruch in der ganzen inneren Anlage, sondern mehr in einigen Zufälligkeiten, obwohl auch nur diese Einsicht und der Versuch der Erklärung ihm alle Ehre macht. Die Summe des Ganzen faßt Schiller ungefähr in dem

Sinne, wie auch Göthe am Schlusse selbst: „Wilhelm tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen.“ Die zwei entgegengesetzten Abwege sind in allen Nüancen und Stufen dargestellt. Wie er unter der schönen heitern Führung der Natur von dem Ideellen zum Reellen geleitet wird und aus dem Idealen das Reale festhält, dieß sei die Krise seines Lebens, das Ende seiner Lehrjahre. Hier nun findet er daß Göthe den Begriff von Lehrjahren und Meisterschaft zu enge zieht. Er deute an, daß er unter den Lehrjahren blos den Irrthum verstehe, dasjenige außer sich zu suchen, was der Mensch nothwendig innerlich hervorbringen muß, unter Meisterschaft die Ueberzeugung von der Innerlichkeit dieses Suchens und der Nothwendigkeit des eignen Hervorbringens. Und ob sich das ganze Leben Wilhelms unter diesen Begriffen erschöpfen ließe, bezweifelt Schiller; ihm scheinen die Beziehungen aller einzelnen Glieder des Romans auf diese Begriffe klarer gemacht werden zu müssen. Hier nun deutet Göthe an, was späterhin höchst charakterisirend für alle seine Productionen werden sollte. Der Fehler, daß er den Ideeninhalt seines Werkes nicht deutlich genug darlege, „rühre aus einem gewissen realistischen Tic, durch den er seine Existenz, seine Handlungen und Schriften den

Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde.“ So werde er gern immer incognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen, mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutenderen Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, sich leichtfertiger machen als er sei, und sich so, möchte er sagen, zwischen sich selbst und seine eigene Erscheinung zu stellen. Ohne Schillers Antrieb und Anstoß würde er sich auch bei diesem Romane wider Wissen dieser Eigenheit überlassen haben, was doch bei dem ungeheuren Aufwande, der bei demselben gemacht sei, unverzeihlich gewesen wäre. Er hatte es nicht der Mühe werth gehalten, die Maschinerie von dem Verdachte eines kalten Romanbedürfnisses zu retten und hren ästhetischen Werth ins Licht zu stellen. Die von ihm ausgesprochenen Resultate des Werkes scheinen ihm selbst viel geringer als der Inhalt desselben, aus irgend einer Ursache scheine sich seine Summe zu verringern. Es ist sonderbar genug, daß er meint nachzuhelfen, wenn er Schillers Ausstellungen an der gehörigen Stelle einflechte, daß auch Schiller meint, es sei mit den ausgesprochenen Ideen genug, da doch die ganze plastische Ausführlichkeit, mit der die Fabel eingeleitet ist, verlangte, nicht daß zuletzt eine passende Moral gezogen, sondern daß die Fabel ebenmäßig ausgeführt werde, wie sie begonnen war.

Ja was noch sonderbarer ist, Göthe fordert zuletzt Schillern selbst auf, mit ein Paar kecken Pinselstrichen das Mangelnde zu ersetzen! Er selbst findet sich durch die sonderbarste Naturnothwendigkeit gebunden, das selbst nicht aussprechen zu können, was er ganz einsieht und billigt! Wenn dieß Schillern auch schmeicheln konnte, so mußte es ihm doch beim Nachdenken eigen erscheinen, mit welcher Gleichgültigkeit Göthe seine Arbeiten und mit ihnen das Publikum tractirte, dem er sie darbot.

Von Faust, den Göthe in dieser Zeit gleichfalls wieder aufnahm, äußerte er sich in ähnlicher Weise, so wie dieser überhaupt mit seinen Fortsetzungen ganz ähnliche Schicksale hatte wie Meister. Auch zu ihm muß er sich immer von Schiller nöthigen lassen. Langehin war ihm sogar diese Nöthigung lästig. Die Poesie, sagt er, die wir seit einiger Zeit treiben ist eine gar zu ernste Beschäftigung! und er freut sich indessen zur Abwechslung einmal mit den „Büchern Moses zu spielen," und eine Parallele zwischen Moses und Cellini zu ziehen! Er hat Augenblicke wo es ihm vorkommt, als ob er nie gedichtet hätte oder nie wieder dichten würde; er sieht mitunter alles productive Interesse in sich schwinden und möchte verzweifeln, wenn er nicht auf günstigere Stimmungen hoffte, weil er ähnliche Erfahrungen auch früher gemacht. Zum Faust nun führten ihn die Bal=

ladenstudien, die sie mit einander machten, zurück; er hatte die Meinung, die verschiedenen Theile dieses Werkes könnten in verschiedener Stimmung gemacht werden und er könne in einzelnen Momenten daran arbeiten. Aus welcher inneren Thätigkeit und Beschäftigung waren nicht ehedem seine Werther, Götz, Iphigenie und die erste Anlage zu Faust hervorgegangen! Jetzt ist ihm das Aufgreifen dieses Werkes eine bloße Klugheitssache; nach fehlgeschlagenen Hoffnungen will er sich und seinen Freunden nicht lästig werden, und er bereitet sich daher einen Rückzug in diese Ideen- und Nebelwelt. Er machts sichs mit dieser „barbarischen Composition" bequem, er denkt die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen. Er sorgt für Anmuth und Gefälligkeit und Bedeutsamkeit der Theile, das Ganze werde doch immer Fragment bleiben. Schon damals dachte er allerhand Nebelwerk, wie in den späteren zweiten Theil, hineinzutragen, allein noch „verscheuchte die deutliche Baukunst die Luftphantome." Bald behandelt er die Sache als Possen, bald fühlt er wieder, daß das Ganze umzuwandeln und umzubauen sich wohl lohnte, bald aber will er sich wieder hüten, „die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens verzehre." Wie anders hing Schiller mit Erwartungen an diesem Werke, wie andere Vorstel-

lungen machte er davon, und Forderungen daran! Er sagt, Faust mache bei aller dichterischen Individualität die Fordrung an eine symbolische Bedeutsamkeit. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man aus den Augen, und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust seien zugleich philosophisch und poetisch, und der Gegenstand werde ihm eine philosophische Behandlung auflegen, die Einbildungskraft werde sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen. Indem Schiller diese Forderung des Stückes überdenkt, die zu lösen er als eine Arbeit für sich denken konnte, zweifelte er nicht an der Vollendung des Faust; so wie er sich in die Anlage und in Göthes Behandlungsweise denkt, so schwindelt ihm vor der Auflösung. Ganz vortrefflich findet er dann, daß wenn die Idee ausgeführt erscheinen soll, die Anlage eine Totalität der Materie verlange, Faust müsse nothwendig ins handelnde Leben geführt werden, und welches Stück Göthe daraus wähle, so scheine es ihm eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern; für eine so hochaufquellende Masse findet er keinen poetischen Reif, der

sie zusammenhält. Dieß würde dann darauf hinführen, was auch beide wohl fühlten, daß sich der Stoff in ein episches Gedicht besser geeignet hätte, dem nur freilich die freiere Structur der mittelaltrigen Romantik hätte erlaubt sein müssen.

Es mußte wohl so kommen, daß Schillern dieß Verschwenden großer Kräfte an kleine Stoffe, oder dieß Spielen des Zeitvertreibs mit großen Gegenständen zuletzt auffiel und dieß ewige Zerspalten seiner Thätigkeit. Wenn er sein Ceremonienmeisteramt in Weimar überdachte, das ihn oft wochenlang nöthigte auf Ballarrangements zu denken, um, wie er irgendwo selbst sagt, mit der größten Pfuscherei in dem gedankenleersten Raume die zerstreuten Menschen zu einer Art von Nachdenken zu nöthigen, wenn er sich vorstellte, was er alles bei Puppenspielen und Farcenspielen, bei öffentlichen und Privattheatern, bei Bällen und Redouten, bei Wasserdramen und Landpartien, an Prologen und Epilogen für Zeit verlor und für Sammlung einbüßte, um am Ende doch nichts bei allem herauskommen zu sehen, als eine unstete Genußsucht, eine „Charakterlosigkeit des Geschmacks,“ und einen Wechsel zwischen Poesie und Prosa, so würde er wohl freilich, wenn er das damals entstehen gesehen hätte, schwerlich anders geurtheilt haben, als jene alten Freunde Göthes auch. Noch jetzt machte ihm eine

neue projectirte Reise Göthes nach Italien Sorge, er möge dort gewinnen, was doch für seine nächsten Zwecke verloren sei, er werde weit suchen, was er zu Hause habe. Göthe müsse jetzt, meint er, ganz darauf ausgehen, die schönen Formen die er sich gegeben habe zur Darstellung zu bringen und nicht nach neuem Stoffe auszugehen, er müsse der poetischen Practik leben. „Wenn es einmal einer unter Tausenden die darnach streben dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganze aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts besseres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks suchen, denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts höheres geben." Als Göthe bei Ifflands Anwesenheit 1798 seinen zweiten Theil der Zauberflöte aufnahm, um sie, wenn auch nur um des leidigen Vortheils willen, für das Berliner Theater auszuarbeiten, erinnert ihn Schiller, er solle sich nicht von der Hauptsache abhalten lassen. Nur bei den Realisten stricter Observanz sei das Geld die Hauptsache. Ihm müsse er zurufen: Trachtet nach dem was droben ist, so wird euch das übrige Alles zufallen. Indem beide damals über die Verschiedenheit des Drama und Epos reflectirten, indem sie sich immer mehr über die höchsten und reinsten Forderungen der Kunst verständigten und mit Meyer immer eine rigoristischere

Kritik zu üben anfingen, wies Schiller immer schärfer darauf hin, diese Grundsätze auch auszuüben, wenn man producire, ja zn produciren, um sie auszuüben. Während er selbst immer tiefer der Verschmelzung des antiken Musters mit den modernen Bedürfnissen im Drama nachdachte, fiel Göthe aufs Epos. Es war ihm ganz was eignes begegnet. Er hatte Vossens Luise mit Beifall empfangen und sie vorzulesen geliebt, er ließ sich zu einer Idylle dadurch anregen, und wie Hermann und Dorothea fertig war, fand er und Andere zu seinem Erstaunen, daß unter den Händen seines Genius die unterordnete Gattung zu einer höheren, die Idylle zum Epos geworden war. Er entwarf nun den Plan zu einem Epos, dessen Gegenstand Wilhelm Tell sein sollte. Schiller ergriff, wie immer, den Plan mit beiden Händen. Er zeigt ihm, daß dieß eigentlich der einzige Stoff sei, der ihm nach Meister und Hermann übrig sei. Die ganze Zwittergattung des Romans müsse ihm verleiden; er müsse jetzt die reinsten Formen ergreifen, da er auf dem Punkte stehe, wo er das Höchste von sich fordern müsse; er weist ihn auf Hermann und Doeothea; dieses Gedicht führe rein durch seine Form in eine göttliche Dichterwelt, während der Meister nicht ganz aus der Wirklichkeit weg lasse. Der Tell nun werde gegen den freien ästhetischen Charakter auch des

Stoffes im Hermann einen völlig local charakteristischen haben. Göthe geht auf alles dieß ein; er will sich hüten, sich je wieder in Gegenstand und Form zu vergreifen; er ermahnt selbst, das Jahrhundert ganz zu vergessen, um nur nach Ueberzeugung zu arbeiten; sie wollten stets strenger in Grundsätzen und sicherer und behaglicher in der Ausführung werden. Den Tell nun ließ Göthe wieder fallen, dagegen dachte er, als er in diesen Zeiten ein kritisches Studium des Homer anfing, ernstlich einem antiken Epos nach. Hier fingen die Wirkungen von Schillers Umgang an, selbst auf Göthes Poesien zu influiren. Er hatte nie einen Plan zu einem Gedichte vor der Ausführung Jemanden mitgetheilt, aber hier ließ er sich zum erstenmale verführen. Er suchte jetzt sogar mit besonnener Klarheit über seinen Prozeß zu arbeiten und hält es für keinen kleinen Vortheil, daß er wenigstens auf der letzten Strecke seiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einklang gerathe. Ueber seine Studien des Homer fängt er jetzt an zu reflectiren und es ist eine der seltsamsten Zusammenstellungen, die man machen kann, wenn man alle die Aussprüche die er in verschiedenen Zeiten über die Einheit oder Vielheit des Homer gemacht, überblickt. Ueber diese eitlen Reflectionen, in denen ihn Wolf mit einem groben odi profanum — abzuwehren suchte, kommt

ihm auch der Gedanke, ob nicht zwischen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen ein Epos inne liege, und er fühlt Lust, dieses supplirend mit Homer selbst zu wetteifern. Er sinnt über die Art und Weise tief nach, indem er stets forschend zu Wege geht; er will ein Gedicht schaffen, aus dem er alles Subjective und Pathologische entfernen will, er will den Alten in Allem, sogar im Tadelnswerthen nachfolgen, damit ihm ein Gedicht gelinge, das sich der Ilias einigermaßen anschließe. In dem Augenblick, wo er kühn genug ist, den Gedanken eines solchen Seitenstücks zu fassen, fühlt er doch gleich wieder, welche wesentliche Merkmale sein Gedicht dem antiken Geschmacke wieder entfernen würden, und er überläßt Schillern die Entscheidung, ob er sich an die Arbeit machen solle! Schiller räth ihm weislich, sich nur mit sich selbst zu vergleichen, da doch wohl an keine Ilias weiter zu denken, auch wenn es Homer und Griechenland wieder gäbe. Wenn nun diese weise Mahnung die Rivalitätsgedanken in Göthe nicht dämpfte, so darf man wohl sagen, daß in dem contemplativen Achill, der nun zu Tage kam, Alles erfüllt ward, was die Fabel parturiunt montes besagt. Denn gleich darauf fühlte er auch, so bald nach jenen frischgefaßten Vorsätzen, daß er sich wieder im Stoffe vergriffen habe, der entweder gar nicht, oder

nicht von ihm oder nicht auf diese Weise behandelt werden sollte!

Auch Schiller vermaß sich zweimal in seinem Leben zu diesem Wetteifer mit der Ilias, einmal, da er sein Epos von Friedrich dem Zweiten, und dann, da er das von Gustav Adolph projectirte. Er sah aber wohl, daß hier die Hauptsache war, eine ganze Welt der Action nnd Cultur zu eröffnen, und so wollte er auch dort neben einer einfachen Handlung durch tausend Episoden Friedrichs ganzes Leben und sein Jahrhundert anschauen lassen, hier sogar in dem Zeitraume zwischen den Schlachten bei Leipzig und Lützen die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen behandeln. Es läßt sich gar nicht leugnen, daß eine solche bloße Conception viel würdigere Begriffe von Homer verräth, als eine ausgeführte Achilleis, wenn man auch ganz überzeugt ist, daß ein Versuch der Ausführung eben so gescheitert sein würde, und daß sie viel bestimmtere Begriffe von einem epischen Gedichte verräth. Das epische Gedicht verlangt eine handelnde Welt in Bewegung, wenn es irgend von Bedeutung sein soll; es verlangt, soll es nur an Homer erinnern, geschichtliche Entwickelung. Man kann es an Schiller und Göthe in zwei kolossalen Fällen beobachten, wie nichtig unsere moderne Bildung gegen die alte ist, was Geschlossenheit und innere

Vollendung zum Höchsten angeht. Grade als beide an die höchste Dichtungsgattung rührten, starb Kraft und Leben in ihnen hin; Alles was sie hätte unterstützen müssen, fehlte in der Zeit und in der Bildung der Nation. Wenn die Gedichte, an denen sich das Mittelalter versuchte, die Alexandriaden, die Nibelungen und Gudrun, von einem Manne, der der Geschichte und der Dichtung ein wenig Meister gewesen wäre, in ihrem Verhältnisse zu beiden, zu Geschichte und zu Epos, schon wären eingeführt und zugänglich gewesen, dieß hätte einem der beiden Männer zu anderen Stoffen und ganz anderen Einsichten verhelfen können. Allein so existirte noch keine Literargeschichte, ja einzelne dieser Gedichte hatten damals ihre Existenz noch nicht wieder gefunden. Und freilich, wäre auch dieß beides der Fall gewesen, so würde die Hauptsache noch immer gefehlt haben. Es fehlte das handelnde Leben, das der große Vorwurf der epischen Poesie ist, in der Wirklichkeit. Nicht nur muß wirkliche Geschichte und eine wirkende Menschheit den Stoff und Grund eines Epos machen, sondern die Zeit, wo es seine dichterische Vollendung erhalten soll, muß auch ein Ebenbild der Zustände bieten. Die Gedichte von Karl, Alexander und Dietrich konnten in Deutschland ihre trefflichste Gestalt nur erhalten, als ein Friedrich Barbarossa und Heinrich der Löwe

in der Wirklichkeit existirten; und hiernach war freilich die Zeit nicht geschickt, ein Epos bei uns gedeihen zu lassen, denn auch der große Friedrich war Alles, nur kein poetischer Held. Wenn Göthe wäre in Zeiten geboren gewesen, wo Deutschland in politischer Größe geglänzt hätte, dann war uns ein epischer Dichter in ihm so gewiß, wie uns jetzt der lyrische in ihm ist. Die Natur hatte ihn zu Allem bestimmt, was Verhältnisse, Zeiten und Schicksal in ihm reifen wollten, und dieß scheint mir überall das ächte Kennzeichen des eigentlichen Genies. Er war als ein Meisterstück unter den Händen der Natur geboren, das deutsche Reich, in dem er lebte, leider, war das nicht. Schiller fühlte es durch, daß ein gewisser menschlicher Typus in Göthe zu Tag wollte; er bittet sich die Chronologie seiner Werke aus und sagt: es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Dieß wäre nun so wunderbar nicht, denn dieser nothwendige Gang wird sich wohl in jedem Menschen finden, aber nicht der so vollständige Gang einer so vollkommenen Natur. Im Anfang seiner Thätigkeit warf sich diese wunderbare Anlage ganz auf das Gebiet der Kunst. Wenn er an Lavater ausruft: Resultate und Abstractionen

mag ich nicht, Einzelheiten und Geschichte kann ich nicht — so weist er mit einer unvergleichlichen Entschiedenheit sein geborenes Künstlertalent aus. Er war immer im Ganzen thätig; erst mit der Zeit lehrte ihn unter Schillers Einfluß die Philosophie, sich von sich selbst zu scheiden, während sonst seine Natur „wie getrennte Quecksilberkugeln sich schnell und leicht immer wieder vereinigte.“ Im Künstler und Dichter ist immer der ganze Mensch zugleich wirkend: und Schiller meint, zum Philosophiren sei schon der halbe Mensch genug, während die Musen dagegen einen ganz aussaugten. Dagegen aber erkennt er auch wieder in dem Dichter den ganzen ächten Menschen, und dieß war er nirgends bereitwilliger als Göthen gegenüber. In sich selbst fand er, daß „sein Verstand eigentlich symbolisirend wirke, und so schwebe er als eine Zwitterart zwischen dem Begriffe und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopfe und dem Genie. Dieß ist es, sagt er, was mir besonders in früheren Jahren sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben, denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet mir es häufig, daß die Einbildungskraft meine Abstractionen und

der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte so Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Gränzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos.“ Leider fühlt er dabei, daß eine Krankheit schon seinen Körper untergrabe und daß ihm schwerlich Zeit gegönnt sei, eine allgemeine Geistesrevolution zu vollenden. In diesem Kampfe seines eigenen Inneren beneidete er in Göthe die vorragende und ausschließende Wirkung der Einbildungskraft, „auf die alle seine denkenden Kräfte als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam compromittirt hätten.“ Dieß sei, fügt er hinzu, im Grunde das Höchste, was der Mensch aus sich machen könne, sobald es ihm gelinge, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Und in wie hohem Grade dieß Göthe eben erreichte, bewundern wir ja Alle mit Schiller in ihm. So oft Schiller die ruhige Tiefe und Wahrheit der Göthischen Poesien, die unbegreiflich wie die Natur selbst ist, betrachtet, und jenes Gleichmaaß in der Bewegung des Lebens, das er uns vorführt, die von aller Leidenschaft und Erregung fern hält, worin sich Göthe mit Recht den nordischen Dichtern ohne Ausnahme überlegen fühlte; so oft Schiller die Leichtigkeit und Natur seiner Schilderungen betrachtet, die „bei dem gemeinen Volke

alle Gedanken an die Schwierigkeit und Größe der Kunst entferne, während auf die Kenner die genialische Kraft, die hier handle, so vernichtend wirke und ihr Selbst so ins Gedränge bringe, daß sie verstoßen und doch huldigen müssen", so widersteht ihm alle Philosophie gegen die Dichtung und ihre wohlthuende Wirkung auf das Gemüth. „Hier ist Alles, sagt er, so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, und dort Alles so strenge, so rigid und abstract, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugniß geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriffe der Analysis verträgt, ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsere Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement, und kann mich nicht enthalten, in solchen melancholischen Augenblicken für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzig wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn." Mit einem ganz erstaunlichen Tiefblick in die Natur der

göthischen Dichtung sieht Schiller ferner, daß er so universell als Dichter geboren sei wie als Mensch. Bei Gelegenheit ihrer Forschungen über die Natur des Drama und Epos zweifelt Göthe in seinem Mangel an Selbstkenntniß, ob er wohl fähig sei, eine wahre Tragödie zu schreiben. Ich erschrecke, sagt er, vor dem bloßen Unternehmen, und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte! Wirklich fällt es auf den ersten Augenblick auf, daß keines seiner Dramen den strengen Forderungen einer Tragödie genügt. Auch Schillern frappirte diese Wahrheit, die er doch mit dem sonstigen Genius Göthes nicht verträglich fand. Er findet also die ganze tragische Gewalt und Tiefe in seinen Dichtungen, die zu einer vollkommenen Tragödie hinreichen würden; er glaubt nur, daß die strenge grade Linie, nach welcher der Tragiker fortschreitet, seiner Natur nicht zusage, die in freierer Gemütlichkeit sich äußern will. Die Berechnung auf den Zuschauer, der Hinblick auf einen Zweck, der äußere Eindruck, von dem man sich hier nicht dispensiren darf, genire ihn, und vielleicht nur deßhalb sei er nicht zum tragischen Dichter gemacht, weil er ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung geschaffen sei. Reichlich findet er in ihm alle Eigenschaften eines Tragödiendichters, und könne er

wirklich keine Tragödie schreiben, so müsse der Grund in den nichtpoetischen Erfordernissen der Gattung liegen. Diese Beobachtung führt auf gradem Wege auf alle Fehler und auf die höchsten Tugenden der Göthischen Poesie. Wirklich liegen in jedem Göthischen Producte fast die Elemente der getrennten Gattungen nebeneinander. Er wollte eine Idylle dichten und sie ward zum Epos, und in diesem selben Epos wieder entdeckte man viel Tragisches; in seinem Meister erkannte Schiller in der vortrefflichen Maschinerie alle Anlagen zu einem epischen Gedichte, im Werther ist alles voll lyrischen Ergüssen, im Götz der epische Gang, in der Iphigenie die epische Ruhe und Retardation, im Faust die epische Fülle. Und so entwarf er und vollführte er Dichtungen, die zwischen Antikem und Romantischem schwanken, und Schiller erkannte seine Größe darin, daß er der alten und neuen Dichterwelt zugleich angehöre. So war denn auch Göthe zu Erzeugung eines absoluten Epos nicht geschaffen, wozu noch überdieß alle äußere Begünstigung, um hierauf zurückzukommen, abging. Er hatte die Menschen einzeln und aus lebendiger Erfahrung kennen gelernt; Empfindung und Leidenschaft zu ergründen war ihm hier in einem Maaße gelungen, wie es keinem anderen modernen Dichter leicht zu Theile ward, und worum ihn Schiller

alle Ursache hatte zu beneiden, dem Erfahrung und Anschauung zu seinem großen Schmerze wesentlich abging. In Lyrik und in der Seite des Dramas, mit der es der Lyrik angehört, hatte daher, sagte ich oben, Göthe seine ganze Größe, denn diese empfindende und pathologische Natur war in Deutschland damals in allgemeiner Erregung. Das Epos und die Seite des Drama, mit der es dem Epos angehört, blieb in ihm unentwickelter. Dieß auszubilden war nöthig, daß er die Menschen in größeren Verhältnissen handelnd und wirkend beobachtet hätte; das war ihm im kleinen Kreise nicht möglich, in große Collisionen aber kam er nicht und in Weimar war allerdings die Weltrolle, die hierzu nöthig gewesen wäre, nicht zu spielen. Von dieser handelnden Menschheit Anschauung zu gewinnen, wäre, wenn es die lebendige Wirklichkeit einmal nicht gewährte, mit dem Studium der Geschichte nothdürftig zu ersetzen gewesen; und wollte Jemand eben die letztgenannten poetischen Gattungen cultiviren, so war ihm diesen Weg einzuschlagen unumgänglich. Davon war Schiller ganz durchdrungen, und er warf sich daher auf die Geschichte mit aller Macht, und holte sich die mangelnde lebendige Anschauung aus dem Buche, so gut es ging. Die Gabe aber, die Schillern eben zu diesen Studien, die ihm übrigens auch nicht weiter gediehen als sie

etwa zu seiner Dichtung förderlich sein mochten, befähigte, befähigte ihn minder zum Poeten, und daß Göthe sich nicht geschickt dazu fühlte, spricht bestimmter seine dichterische Natur aus. Das einzige, was seinen Künstlersinn mit der Geschichte hätte versöhnen können, wäre vielleicht eine kühne, künstlerisch-bildende Construction ihres Gebäudes gewesen, das der Phantasie erfaßlich gewesen wäre, oder eine grandiosere Behandlung einer außerordentlichen Biographie, vielleicht selbst eine freiere Bekanntschaft mit griechischer Geschichte; es hätte ihm die Größe des handelnden Menschen mehr in die Augen springen müssen, als es in der neueren Menschheit, Wirklichkeit und Geschichtschreibung der Fall ist. Ein historischer Buffon, der ihm die moralische Welt zurechtgelegt, ein Epos der Geschichte, ein großes Drama des Weltgeschickes entworfen hätte, hätte ihn für das Ganze der Menschheit interessiren können, ein Interesse, das ihm nicht abgehen durfte, falls er in den höchsten Gattungen der Poesie etwas wahrhaft Großes und seiner großen Anlagen ganz Würdiges hätte erschaffen sollen. Seine sclavischsten Verehrer läugnen das nicht, daß er die Bewunderung der Welt mehr verdient haben würde, wenn er seine poetischen Gaben allein auf imposante Stoffe hätte verwenden wollen. So vertheilte er sich allzufrühe auf die Naturkunde, welche, noch ehe die politische Welt aus ihrem

jammervollen Zustande aufzutauchen anfing, die allgemeine Thätigkeit von Europa mitriß. Hier eben regte ihn Buffon zuerst auf, und obgleich er auch in diesem Felde das Buch der Natur in unmittelbarer Quelle studirte, so suchte er hier doch gleich anfangs die allgemeinsten Ideen, erfaßt von dem großen Gedanken, daß ein großer Mensch den Bau der Erde sollte kennen und beschreiben können, was ihm Buffon im höchsten Sinne gethan zu haben schien. Daß man dessen Werk einen Roman nannte, ärgerte ihn, und er zeigte sich geneigt ganz an ihn zu glauben; die poetisch kühne Schöpfung des Naturforschers hatte ihn ergriffen und er hing seiner Methode selbst dann noch an, da er schon seine Epochen verwerfen mußte. So blieb er hier in seinen Naturforschungen stets dem Aufsuchen von Ideen treu, stieg immer von der Höhe herab; er duldete hier nirgends Willkühr, wohingegen ihm in der Geschichte Alles als Willkühr erschien. Auf diesem Gebiete war er so wenig im Stande, weder der Verwicklung noch der Lösung des politischen Schauspiels, das er ganz durchlebte, zu folgen, noch hatte er auf jenem die Fähigkeit, die Geduld der Naturforscher zu theilen, die sich in großem Zusammenwirken auf das vorläufige Sammeln von Erfahrungen verbanden, er eilte mit genialer Beobachtungsgabe voraus, und wunderte sich, daß unter

den Vielen nicht Einer Sinn für seine Weise zeigen wollte. So blieb er zwischen den moralischen und physischen Wissenschaften in einer gewissen Mitte hängen, und man schiebt ihn hier wie einen Dilettanten zurück, und dort wehrt ihn Jeder, dem die handelnde Natur des Menschen etwas werth gilt, wie einen Dilettanten ab. Auf diesen Punct werden sich alle die verständigen und unverständigen Ausstellungen, die man an Göthe macht, reduciren. Daß Epos und episches Drama die höchsten Gattungen der alten und neuen Dichtung sind, daß er an diese nur gestreift hat, das muß man bei aller Bewunderung bedauern. Die Mäßigung, es bloß zu bedauern, kann aber nur der haben, der es einsieht, warum es so sein mußte und nicht anders konnte; wer das nicht einsieht, der tadelt und schmäht es. Göthen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er kein nationaler Poet ward, ist läppisch. Schiller war gewiß ganz auf der anderen Seite und an ihn hängt sich jeder, wer dort aussetzt, und doch war es auch ihm ein armseliges kleines Ideal für eine Nation zu schreiben, und das vaterländische Interesse dünkte ihm nur für unreife Nationen wichtig. Und was war dieses jammervolle Deutschland, und dieses Volk zu Göthes Zeit, das sich selbst verließ und aufgab, das sich unwürdig treten und mishandeln ließ, welche An-

sprüche hatte diese Nation auf eine nationale Dichtung zu machen? welche Vorwürfe wagt sie einem großen Manne zu machen, der nach dem Höchsten strebte und sein Volk das Niedrigste ruhig erdulden sah? Hättet ihr ihm eine Fähigkeit des Handelns gezeigt, er hätte euch wohl seine Fähigkeit bewiesen, euren Thaten das Würdige der Poesie zur Seite zu stellen. Da sich endlich die Nation in etwas aufraffte, war Göthe kein Jüngling mehr, der den lächerlichen Teutonismus hätte theilen können, und als es wieder etwas zur Besonnenheit kam, was war es hernach? Die Empfindelei der alten Zeit und die hypochondre Genialitätswuth hatte sich in gelehrte Pedanterie verwandelt, und die handelnde Natur des Volks blieb so todt wie vorher. Bei all diesem bleibt den Gegnern so viel Recht wie dem Angefochtenen. Hätte er sich bei seinen Anlagen, wie Schiller, auf das Eine der Dichtung concentrirt, hätte er wie Schiller sich der Geschichte zum Nutzen seiner Dichtung trotz aller Schwierigkeiten zu bemächtigen gesucht, so wäre er unstreitig auf einen weit höheren Gipfel der Kunst gekommen. Er zog die ganze Ausbildung des Menschen vor: dieß bleibt ewig ein halbes Werk; und wenn der Dichter denn nur ein halber Mensch sein sollte, so wäre dessen Ausbildung eher ganz zu erlangen gewesen. Und zwischen dem halben Ganzen und dem ganzen Hal-

ben wende ich die Hand nicht um. Wir sehen jetzt die Ausstellungen an Göthe anders an: wenn ihn Herder bei der Behandlung des sittlich handelnden Menschen halten wollte, so mochte bei Herder der Ton auf dem sittlich liegen, und dann brauchte Göthe keine Rücksicht darauf zu nehmen, weil diese Forderung der Kunst einmal für allemal kein Zweck zu sein braucht; verrückte man ihn aber auf das Handelnde, dann brauchte Göthe nicht zu sagen, es heiße das die Poesie in die Gewitterwolken der politischen Welt herabziehen aus ihren heiteren Höhen, sondern es heißt nur, sie aus der schalen lachenden Novellistik der Italiener und Spanier in die ernsten Gebiete des geschichtlichen Epos, aus der empfindenden, genießenden und contemplativen Welt in die schaffende und wirkende versetzen, wo Homer und Shakespeare groß wurden, deren ersterer wenigstens nicht des heiteren Aethers entbehrt. Wenn nicht das griechische Volk Thaten gehabt hätte, so hätte es keinen Homer gehabt; ja als es keine Homere mehr gab, haben die Thaten des Alexander fast zwei Jahrtausenden Stoff der Dichtung gegeben. Daß Göthe das handelnde Leben verachtet hat, daß er sich nicht defensiv in dieser Hinsicht hielt, sondern in einem Alter, wo es ihm am mindesten zukam, offensiv diese wirkende Welt überall mit Spott und Vornehmheit angriff, dieß verdient ihm

den Spott, den die Nachwelt schwerlich aufhören dürfte in diesen Puncten hier und da unter ihre Bewunderung zu mischen. Nur eine matte Zeit kann den Gesang vor der That preisen, und wo und wann Göthe ungetheilt Bewunderung finden soll, da müssen es Orte sein oder Zeiten, die der Bewegung ermangeln, und solche Orte und solche Zeiten haben die Göthomanie vielleicht schon jetzt auf ihre höchste Stufe gebracht. Schiller, dem diese handelnde Welt stets achtbar, stets für seine Poesie der höchste Vorwurf geblieben ist, wird darum bei weit geringeren Dichtergaben stets seine Stelle neben Göthe behaupten. Man darf es wahrsagen, daß wenn je Zeiten in Deutschland kommen, die politische Größe oder Kraft zeigten, Schiller so sehr vor Göthe vorzaustreten wird in der öffentlichen Achtung, als er jetzt zurücktritt, und je nach dieser activen oder passiven Natur der Zeiten wird man den epischen oder den lyrischen, den männlichen oder den mehr empfänglichen, den äußerlicheren oder den innerlicheren Dichter hervorziehen.

Bei Schiller ist es sehr merkwürdig zu beobachten, in welchen eigenthümlichen Kampf ihn die historischen Stoffe für seine factischere Poesie mit seinem Idealismus, sein practischer Sinn mit seiner Speculationsgabe brachte. Gleich bei der ersten Entfaltung seines dichterischen Talentes war er zu der

dramatischen Poesie ausschließlich geneigt. Er arbeitete sein Erstlingsstück für eine Bühne, für die zu arbeiten eine Ehre war und verlor seitdem die Zwecke des Theaters nicht aus den Augen. Hier stieß sich gleich das Materielle mit der durchaus ideellen Tendenz seiner Natur. Er fühlte, daß er als Dramatiker den Forderungen der Welt etwas einräumen müsse: „Die Werke des dramatischen Dichters, sagt er irgendwo, werden schneller als alle andere von dem Zeitstrom ergriffen, er kommt selbst wider seinen Willen mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? und so kann es vielleicht geschehen sein, daß ich, indem ich die deutsche Bühne mit dem Geräusche meiner Stücke erfüllte, auch von der deutschen Bühne etwas angenommen habe.“ Dieß läßt sich nach mehreren Seiten und Stufen betrachten. Daß Schiller zuweilen theatralischen Effecten nachgegangen ist, läßt sich nicht leugnen, dennoch hatte er dabei immer ein höheres Ziel im Auge. Es war eine Zeit in Weimar, wo es die beiden Dichter auf ein glänzendes Repertoir abgesehen hatten, wo sie beide unmittelbar für die Bühne producirten und die Bühne

dirigirten. Selbst damals, wo nach der langen auf den Wallenstein verwandten Mühe Schillern eine gewisse dramatische Routine eigen ward, mit der er schnell und sichtbar ein Bischen über Einen Leisten seine folgenden Werke behandelte, wo Göthe meinte, er müsse „durch Nachdenken und Uebung dem dramatischen Metier so viele Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetische Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig seien,“ selbst damals empfand er sehr scharf, daß er sich nicht so weit von dem Stoffartigen der theatralischen Forderungen beherrschen ließe, daß darüber die eigentliche ächte Kunstwirkung verloren gehe. „Ich gebe Ihnen recht, schreibt er, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatischwirkende mehr concentriren soll. Dieses ist überhaupt schon ohne alle Rücksicht auf Theater und Publicum eine poetische Forderung, aber nur insofern es eine solche ist, kann ich mich darum bemühen. Soll mir je ein gutes Theaterstück gelingen, so kann es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie auch zuweilen einem gemeinen Talente und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen. Es ist also nur von der höchsten Aufgabe selbst die Rede, und nur die erfüllte Kunst wird meine individuelle Tendenz ad intra überwinden können, wenn sie selbst über-

wunden ist.“ Wirklich sieht man auch an seinen gleichzeitigen Versuchen, den Chor wieder auf die Bühne zurückzuführen und sich an Aristoteles Schema in seinen Malthesern anzuschließen, daß er die höchsten Effecte der Kunst und ihre reinste Form über der Bequemung nach den Zeitforderungen nie vergaß. Nachdem er einmal auf das Studium des antiken Dramas gerathen war, stand er mit gleicher Selbständigkeit gegen Alles, was diesem entschieden widersprach, wie gegen diejenigen, welche die alte Form unverändert zurückführen wollten, und er bildet seinen modernen Kunstgeschmack nach dem reinen Muster der Alten und nach den unabweislichen Bedingungen der neueren Zeit zugleich. Auch hier war er Göthen rein entgegen. Er ließ es sich zwar gefallen, daß man die Spanier, Italiener und Franzosen auf die deutsche Bühne brachte, er selbst lieh seine Hand dazu, allein doch billigte er z. B. die Verpflanzung der Voltaireschen Stücke durch Göthe im Anfang nicht, auf welche der Herzog einen Einfluß gehabt haben mag, der sich davon eine Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks ernstlich versprochen zu haben scheint. Die Manier der Franzosen widerstand Schillern innerlich, und mit Zerstörung dieser Manier, fürchtet er, bleibe zu wenig Menschliches in den französischen Stücken übrig. „Die Eigenschaft des Alexandriners, sagt er, be-

stimmt die Sprache und den ganzen inneren Geist dieser Stücke. Die Charactere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige die Bewegung der Tänzer leitet, so auch die zweischenklichte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert und jedes Gefühl und jeder Gedanke in diese Form gezwängt. Da nun in der Uebersetzung durch Aufhebung dieses Verses und Reimes die ganze Basis weggenommen wird, so können nur Trümmer übrig bleiben. Ich fürchte also, wir werden in dieser Quelle wenig neues für unsere deutsche Bühne schöpfen können. So eifert er auch gegen Corneille und seinen falschen Geschmack, die Armut seiner Erfindung, die Magerkeit und und Trockenheit in seiner Behandlung der Charactere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit im Gange der Handluug, das Fratzenhafte seiner weiblichen Figuren. Göthe ließ sich indeß nicht abhalten, den Mahomet umzuschaffen und allzuviele Mühe auf eine schlechte Sache zu verwenden; er las seit dieser Beschäftigung die französischen Stücke sogar lieber, und es entsteht in ihm der Gedanke, ob man nicht Crebillons Manier zn subalternen Compositionen, Opern, Ritter- und Zauberstücken brauchen könne, eine Manier, die er selbst so schildert: „Crebillon

behandelt die Leidenschaften wie Kartenbilder, die man durcheinander mischen und ausspielen, wieder mischen und wieder ausspielen kann, ohne daß sie sich im geringsten verändern. Es ist keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisiren, sich wieder scheiden und herstellen!" Während sich Göthe also hier ganz objectiv dem Wohlgefallen an diesen französischen Manieren eine Zeit lang überläßt, ist er wieder im Allgemeinen der antiken Kunst allein zugethan und stellt dagegen alle moderne Poesie weit mehr in Schatten, als Schiller zugeben mag, und Göthe äußerte gelegentlich, was seine nachlässige Behandlung seiner Producte weiter erklären kann, er sei aus allzugroßer Vorliebe für die alte Dichtung gegen die neuere ungerecht gewesen; erst nach Schillers Lehren könne er mit sich selbst einig werden, da er das nicht mehr zu schelten brauche, was ein unwiderstehlicher Trieb ihn doch hervorzubringen nöthige, und es sei eine sehr angenehme Empfindung, mit sich selbst und seinen Zeitgenossen nicht unzufrieden sein zu müssen. So wie wir Göthen in allen seinen Producten sich proteisch verwandeln sehen, so sehen wir ihn also auch in seinem Geschmacke getheilt und mit einem Sinne für Alles begabt, auch für das Heterogenste. Schiller war in allem dem ganz entgegen, und wenn jener ganz

den Beinamen ὁ πανυ verdiente, den ihm Wieland gab, so war Schiller aller Zeit **totus** und ὅλος. Es war ein ganz merkwürdiges Zeichen von der Bestimmtheit seines Geschmacks, daß ihn in der Zeit, wo er auf die Verschmelzung der antiken und modernen Form des Drama ausging, in den Shakspearischen Stücken fast ausschließlich die Nemesis in den historischen Dramen und die Behandlung der Volkscharactere interessirte, wo der Stoff den Dichter zwang, gegen seine Gewohnheit mehr Gattungen als Individuen darzustellen, und wo er die meiste Annäherung an die Alten zeigt; und daß er zugleicher Zeit das treue Festhalten der sophokleischen Form von sich wies. „Die sophokleische Tragödie war eine Erscheinung ihrer Zeit, schrieb er an Süvern, die nicht wiederkommen kann, und das lebendige Product einer individuell bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maaßstab und Muster aufzudringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Characterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Character zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Ge-

schlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen.“ Man sieht also, daß sich überall sein practischer, menschlicher Sinn, der auf die Gegenwart wohlthätig und kräftig einzuwirken suchte, mit seinem ideellen Kunstsinne zu versöhnen strebt, so daß er in die Göthische Forderung nur bedingt eingestimmt haben würde, das Jahrhundert bei ihren Productionen ganz zu vergessen. Er hatte ihn daher gewarnt, dem Homer nicht sclavisch nachzuahmen; er hatte es für eine Tugend des Stoffes der Achilleis angesehen, daß er den Forderungen der neuen Zeit entgegenkomme, denn es sei, sagte er, eben so unmöglich als undenkbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit förmlich entgegensetzen solle; er wies ihn daher auf die ungeheure Verbreitung seines Hermann, dessen „Stoff den deutschen Leser auf seinem eignen Grund und Boden entzückte, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse, und so entzückte, daß man sah, daß nicht allein der Stoff, sondern auch die dichterische Belebung wirkte.“ Diese vaterländische Tendenz war Schillern von Anfang an innewohnend, von Natur eigen, mehr als er selbst wußte. Er hatte sich nach Erscheinung seiner Räuber von Dalberg Themen für Nationaldramen ausgebeten, es schien ihm einmal (1782) ein Lieblingsgedanke zu sein, den Götz von

Berlichingen für die Bühne einrichten zu wollen. Wie auch unter den Göthischen Werken die dem Stoff nach nationalen die größte Wirkung gemacht haben, so sehen wir auch unter Schillers Werken nichts höher gehalten, als Wallenstein und Tell. Diese Stoffe sind mit einer dunklen Nationalsympathie gegriffen. Sie sind aus dem feindseligen Schauplatz der Nibelungen und des historischen Volksliedes des 14ten Jahrhunderts, der einzigen Zeiten, aus welchen historische Stoffe in eine epische und practische Poesie eingegangen sind. Es ist dem Literarhistoriker merkwürdig, die Aehnlichkeiten in den Gegensätzen zu finden, welche zwischen dem nationalen und dem höfischen Epos des 12ten und 13. Jahrhunderts und zwischen Schiller und Göthe herrschen, die nur wieder von schlagenden, aber natürlich zu erklärenden Unähnlichkeiten gekreuzt werden. Dieß jedoch auszuführen ist hier nicht der Ort. Daß sich beide Dichter, der Natur und dem Geschmack nach so grundverschieden, verständigend und friedlich die Hand reichten und ein großer Theil des Publicums sich ihrer jeseitigen Vorzüge ergänzend zu erfreuen vermag, während nur die Partheiischen und Unfähigen ausschließend wählen und feindlich abstoßen, dieß ist ein Zeichen von ächter Cultur in der Nation. Auch die Eigenschaften der Dichter aber mischen und verbinden sich in

einer ganz eigenthümlichen Weise, welche diese versöhnende Berührung unter ihnen selbst und die entsprechende Beurtheilung der besonnenen Leser erklärt. Schiller, der die factische und materielle Welt zu seinem Gegenstande nahm, lief eben darum Gefahr, einer ähnlichen trockenen Manier, wie die des alten Volksepos ist, und dem Stoffartigen zu verfallen, allein seine ideelle Natur hielt ihn davor sicher. Er sah sich durchweg für die poetische Behandlung historischer Stoffe geschaffen, für das Idealisiren des Realistischen. „Es steht in meinem Vermögen, sagte er, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffes meine Phantasie zügelt und meiner Willkühr widersteht;" und es ist nur Schade, daß sich das Materielle und Ideelle oft bei ihm mehr nebeneinanderstellt als miteinander durchdringt. Sein Hang zur Speculation war es, der ihn mit Leichtigkeit oft nur zu sehr dem Materiellen zu entgehen lehrte. So lag auch auf seinem Wege die Gefahr nahe, daß er seiner nationalen Poesie auch nationale Zwecke untergelegt hätte, allein er hatte von den Wirkungen der Poesie viel weitere und größere Begriffe, und er richtete diese immer ganz allgemein auf das „Etwas, das in Allem für die Poesie spricht, auf den Samen

des Idealismus, der es hindert, daß das wirkliche Leben mit seiner gemeinen Empirie nicht alle Empfänglichkeit für das Poetische zerstört.“ Es war ganz eigenthümlich, daß der Dichter, der eine handelnde Welt darstellen wollte, gerade der Erfahrung und der Lebenskenntniß entbehrte und Alles mühselig aus Buch und Geschichte erlernen mußte; ganz eigen, daß Er, den ganz wie unsere neuesten Poeten die Leidenschaft zuerst dichten lehrte und „individuelle Zustände als ein fremdes Allgemeines“ schildern hieß, diese heftige Subjectivität verließ, und sich mit jener Kraft, Fülle und Tiefe, die diesen neueren ganz abgeht, mit Geschichte und Philosophie, durch Nüchternheit und Lernen und durch eine ganz seltene Selbstkritik zurechtfand. Wie also hier überall Schiller realistische Stoffe mit seiner idealisirenden Natur behandelt, so ist er ein reiner Gegensatz zu Göthe, der sich mit seiner realistischen Natur in Regionen umtreibt, welche dem Idealen viel näher zu halten waren. Empfindungen und Gemüthszustände gehören der gemeinen Welt weniger an und daher ist die lyrische Poesie, die sich ausschließlich auf diese bezieht, dem Materialismus am wenigsten unterlegen. Der Werth von Göthes Characteren liegt, wie Schiller beim Egmont und beim Meister äußerte, in dem Gemüthe mehr als in den Wirkungen, in dem Streben mehr

als in den Handlungen; und in der Iphigenie fand er es eigenthümlich, daß die eigentliche Handlung hinter den Coulissen spielt und das Sittliche, was in dem Herzen vorgeht, die Gesinnung, darin zur Handlung gemacht ist und gleichsam vor Augen gebracht wird, und Seele möchte er nennen, was den eigentlichen Vorzug des Stückes macht. In der Schilderung einer Gemüthswelt irrt der Dichter nun überhaupt, und irrten besonders die Dichter des Mittelalters vielfach von der Wahrheit der Natur ab, und Alles, was man mit dem Ausdruck einer Romanwelt tadeln will, läuft hier allzuleicht unter. Dem entging Göthe eben durch seine realistische Natur und durch die reiche Erfahrung aus seinem inneren Leben und die glückliche Gabe der Intuition, und so bewundern wir jetzt im Werther und in ähnlichen gefährlichen Vorwürfen die gesunde Wahrheit, die nicht einen Augenblick aufgegeben wird. Diese eigenthümliche Verbindung des Ideellen und Reellen in beiden dichterischen Subjectivitäten und den objectiven Gegenständen ihrer Kunst wird wohl den Faden bilden müssen, an welchem man ihre gegensätzlichen Naturen sich am leichtesten erklärt. Wer in Gedanken die Dichtung Beider bei folgenden beiden Aussprüchen Schillers überdenkt, der hat einen Weg gebahnt zu den wesentlichsten Merkmalen der Unterscheidung beider

Dichter. Der Eine dieser Sätze ist eigentlich in Bezug auf eine Eigenheit der neueren plastischen Kunst geschrieben, wovon sich aber leicht absehen läßt. „Zweierlei, sagt er, gehört zum Künstler und Poeten: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, sogar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei der Wirklichkeit stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch. Die Reduction empirischer Formen auf ästhetische ist die schwierige Operation, und hier wird gewöhnlich entweder der Körper oder der Geist, die Wahrheit oder die Freiheit fehlen. Die alten Meister, sowohl im Poetischen als Plastischen, scheinen mir vorzüglich den Nutzen zu leisten, daß sie eine empirische Natur, die bereits auf eine ästhetische reducirt ist, aufstellen, und daß sie nach einem tiefen Studium über das Geschäft jener Reduction selbst Winke geben können. Aus Verzweiflung, die empirische Na=

tur, womit er umgeben ist, nicht auf eine ästhetische reduciren zu können, verläßt der neuere Künstler von lebhafter Phantasie und Geist sie lieber ganz und sucht bei der Imagination Hülfe gegen die Empirie und Wirklichkeit.“ Ich füge auch den anderen Satz ohne weiteren Commentar bei: „Man hat in den letzten Jahren über dem Bestreben, der Poesie einen höheren Grad zu geben, ihren Begriff verwirrt. Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so daß dieß Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, heiße ich einen Poeten, einen Macher. Aber nicht jeder Poet ist darum dem Grade nach ein vortrefflicher. Der Grad seiner Vollkommenheit beruht auf dem Reichthum, dem Gehalte, den er in sich hat, und folglich außer sich darstellt, und auf dem Grade der Nothwendigkeit, den sein Werk ausübt. Je subjectiver seine Empfindung ist, desto zufälliger ist es; die objective Kraft beruht auf dem Ideellen. Totalität des Ausdrucks wird von jedem dichterischen Werke gefordert, denn es muß Charakter haben, oder es ist nichts; aber der vollkommene Dichter spricht das Ganze der Menschheit aus.“ Viele gäbe es, die nur das Vortreffliche befriedige, die aber doch nichts Gutes machen; der Weg von dem Subjectiven zum Objectiven ist

ihnen verschlossen, dieß macht den Dichter. Es gibt andere, die etwas Gutes und Charakteristisches hervorbringen, aber jene hohen Forderungen nicht erreichen und nicht an sich machen. Diesen fehlt der Grad, jenen die Art. Die Einen haben stets die dunkle Idee des Höchsten, allein die Anderen stets die That für sich. Aus den Ideen aber kann ohne die That gar nichts werden. — Diese letzten Sätze besonders berühren, scheint es, die feinste Spitze der Verschiedenheit der Dichter und weisen jedem haarscharf seine Stellung an.

Wie sich in Schiller das Realistische und Idealistische, Anschauung und Abstraction seit der Bekanntschaft mit Göthe stritt und zu durchdringen suchte, dieß gewährt das seltne Schauspiel, zu sehen, was ein kräftig ringender Mann, mit seiner Natur im Kampfe, im Einklang mit seiner Einsicht, zu erreichen vermag. Er ist ganz eigentlich der denkende Künstler, wie ihn unsere verständige Zeit bilden konnte; Göthe eine wunderbare Künstlernatur, die für eine glücklichere Zeit und Zone berechnet schien, und die selbst zusammentreffende Wunder in dem Jahrhundert, der Nation und der Welt nicht völlig in Einklang mit der Gegenwart bringen konnten. Gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen sehen wir beide Männer in ihrer ganzen Eigenheit einander gegenüber. Schiller zerlegt sich

sogleich den Geistesgang Göthes zur Erkenntniß, Göthe legt sich Schillers Wesen zurecht zur Betrachtung; die richtige Anschauung befriedigt diesen, er bleibt bei einem allgemeinen, aber sicheren Eindrucke von Schillers Persönlichkeit und Wirksamkeit stehen, ihn interessirt nicht einmal die Art, wie ihm Schiller seine Gedanken von seiner Entwickelung vorlegt, oder wie er, nach Göthes charakteristischem Ausdrucke, ihm die Summe seiner Existenz zieht. Schiller ist nach der ersten Begegnung in Hoffnung, daß sich vieles Unklare in ihm durch den Umgang mit Göthe aufhellen werde; sich und ihn sich selbst klar zu machen ist seine erste Beschäftigung, aber Göthe denkt gleich an gemeinschaftliches Wirken und gemeinsamen Genuß. Schiller erkennt sogleich die ruhige Beobachtungsgabe in Göthe und den speculativen Hang in sich, die Masse der Erfahrungen in jenem und seinen eignen Mangel an Allem, was man erworbene Kenntniß nennt, als die wesentlichen Unterscheidungszeichen. Alles, was den ächten Dichter in der Production fördert, bot ihm Göthe im Uebermaaße; alles was die Beurtheilung und Erkennung des Aechten in der Poesie fördert, bot Schiller dagegen. Jeder trug das Eigne auf den Andern über, und Schiller zog von Göthes Einfluß so viele Vortheile, als Göthe von Schillers wenige, wenn er nicht gar hier und da Nachtheil

daraus zog. Schillers Helle, Klarheit und Ernst konnte die „Art Dunkelheit und Zaudern", die ihm eigen und unüberwindlich war, auch nicht überwinden. Göthes großen Ideenkreis in Bewegung zu setzen, war Schillers rastloses und neidloses Bestreben, das unaufhörlich unbefriedigt blieb; die engere Familie seiner eignen Begriffe in eine kleine Welt zu erweitern, strebte er mit einem Selbstgefühl, das nur selten von einem momentanen Mistrauen unterbrochen ward. Göthes dichterischen Sinn, der sich in Leben, Unterhaltung, Entwürfen und Anregungen ununterbrochen kund gab, zur Thätigkeit zu bringen, gelang ihm selten und wenig, er selbst kehrte, von der Betrachtung dieser Dichternatur gespornt, von dem weiten Umwege durch Geschichte und Philosophie zum Geschäfte des Dichters zurück, ließ sich die Speculation verleiden, schmachtet nach sinnlichen Objecten zurück und schließt die philosophische Bude. „Sie gewöhnen mir, schreibt er an Göthe, immer mehr die Tendenz ab (die in allem Practischen und besonders Poetischen eine Unart ist), von dem Allgemeinen zum Individuellen zu gehen, und führen mich umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen fort. Der Punct ist immer klein und eng, von dem Sie ausgehen, aber er führt mich ins Weite und macht mir dadurch in meiner Natur wohl, anstatt daß

ich auf dem anderen Wege, dem ich mir selbst überlassen so gern folge, immer vom Weiten ins Enge komme, und das unangenehme Gefühl habe, mich am Ende ärmer zu sehen als im Anfang." Auf alle Weise strebte Schiller, in seinem Wallenstein und seinen übrigen damaligen Productionen, alles das, was bei dem gegenseitigen Verkehre in seine Natur übergehen konnte, in concreto zu zeigen. Göthe fand später, daß das eigentlich Lehrreiche in ihrem Zusammenleben der Zustand sei, „in welchem zwei Menschen, die ihre Zwecke par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern, so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskomme." Nimmt mans streng, so kann man den Ausspruch gelten lassen, gewiß aber leidet er auf Schillern weit geringere Anwendung. Bis ins Aengstliche trieb er den Eifer, alles Treffliche in dem ersten Hauptproduct seiner reformirten Periode zu vereinen, und Alles zu vermeiden, was an seine alte rhetorische Manier erinnern könnte, die ihm an seinem Carlos und Fiesco schon auf eignes Nachdenken mishagt hatte. Die Energie, mit der er sich aus seiner kritischen Neigung und der Thätigkeit seines Verstandes beim Poetisiren zu retten suchte, geht fast zu weit. Er fing an, sich „Wissenschaft

und Kunst in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung zu denken", als sonst. „Meine ganze Thätigkeit, sagt er irgendwo, hat sich grade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und Andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Hinsicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf die Beurtheilung aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst." Zwischen seine mühselige Anstrengung hindurch, sich von seinen alten Gewohnheiten loszumachen, plagten ihn wohl die Zweifel über sich selbst, und wirklich zeigt die lange angestrengte Arbeit am Wallenstein, die ganz verschiedene Anlage, die das Ganze im Anfange hatte, das Aufwachsen aus Einem Stücke zur Trilogie, die Umsetzung aus Prosa in Verse, wie vielen Fleiß und Ueberlegung das Werk kostete, das von seiner Veränderung Zeuge werden sollte. „Vor dieser Arbeit, sagt er im Anfang ihrer Entstehung, ist mir ordentlich

angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit 3—4 Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Je weiter er aber arbeitete, desto höher stieg ihm der Muth. Schon oben haben wir eine Stelle kennen gelernt, wo er auf die Versöhnung von Kritik und Ausübung hofft; hier ist eine andere, die dasselbe besagt und in der er sich im Gegensatze zu der vorigen in dieser Ausübung am behaglichsten fühlt. „Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kraft fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich blos Dilettant. Aber um der Ausübung selbst philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und

geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem ich sie nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken." Sein Selbstgefühl gegen Göthe steigt dann in dem Maaße, wie er sich mehr und mehr in dessen Gebiet wagt, wie er im Wallenstein mehr und mehr Realistisches entdeckt, und in seinem Verfahren mehr und mehr epische Natur und sinnliche Breite; bald spricht er im Widerspruche mit einem Satze der letzten Stelle aus, daß die Klarheit und Besonnenheit dieser seiner späteren Periode ihm nichts von der Wärme seiner früheren gekostet habe. „Ich sehe mich auf einem sehr guten Wege, schreibt er (nicht an Göthe), den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit

des Einzelnen, jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit ebensoviel Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Charakter, der als ächt realistisch nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprinzip hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch bloße Wahrheit für die fehlende Idealität entschädigen. — Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Göthe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem

Wege, den ich nun einschlage, in Göthes Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinen Producten keinen Schaden thun und ich hoffe, daß sich die Rechnung ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren." Es gelang ihm in der That, sich mehr in Göthes objectives Verfahren hineinzuarbeiten, allein er sah auf diesem Wege wohl ein, daß ihm selbst nach seiner historischen Arbeit über den dreißigjährigen Krieg das ausführlichste Studium der geschichtlichen Quellen unvermeidlich war, was ihm minder nöthig gewesen wäre, „wenn er sich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Klasse hätte bekannt machen können." — „Ich suche absichtlich, sagt er, in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das historische nicht herabziehen und lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; be-

seelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.“ Schiller hatte überall in dieser Arbeit Mühe, seiner Phantasie eine Freiheit über den geschichtlichen Stoff zu behaupten, denn er hatte immer gern die Absicht, Alles brauchbare der Geschichte zu benutzen. Gleichwohl gelang es ihm, sich gegen Shakespeares historische Stücke, die viel von dem Charakter der ursprünglichen sogenannten Historien behielten und die nur die Abirrung des Geschmackes der späteren Zeit, welche sich keiner ächten Poesie mehr gewachsen fühlte, als den Triumph seiner Dichtung bezeichnen konnte, ganz eigenthümlich zu behaupten, und mehr der Göthischen Vorschrift nachzukommen, daß die Geschichte in historischen Dramen nur den nackten Gegenstand hergeben, der Dichter aber den Stoff und Behandlung hinzufügen müsse, weil Ausführlichkeiten und Umständlichkeiten aus der Geschichte zu nehmen, zur Aufnahme des Besonderen des Zustandes nöthige, wodurch die Poesie in Noth gerathe. Dieß erreichte er nur dadurch, daß er, wie es obige Stelle andeutet, aus den Geschichtsquellen nicht sowohl das Factische, als den Culturzustand zu schöpfen und zu benutzen suchte. So angestrengt er sich daher aufs minutiöseste in Hülfsquellen hineinarbeitete, und zum

Zwecke seines Wallenstein ebensowohl historische, cabbalistische und astrologische Studien und die Lectüre des Abraham a Sta Clara aufbietet, wie er für seine Glocke den betreffenden Artikel in Krünitzens Encyclopädie und für die Jungfrau von Orleans die Dichtungen der Troubadours studirte, so behält er doch immer im Auge und überlegt es vielfach, was von der Wirklichkeit weggenommen und fallen gelassen werden muß, und sucht sich durch Verständlichung und durch Aufstellung eines Gesetzes hierüber das Terrain klarer zu machen. So erhob er sich aus dem materiellsten Stoffe immer wieder empor und um so besser, je allmähliger es geschah. So hatte er die prosaische Form für den Wallenstein gewählt, wohl um sich desto fester an Wirklichkeit und Wahrheit anzuzwingen, doch kam er davon zurück und lernte einsehen, wie der bloße Vers ausscheide, was nur den Verstand befriedige, wie er überall Beziehungen auf die Einbildungskraft fordert und poetischere Motive, wie er das Platte zu Tage bringt, und wie der Rhythmus die Atmosphäre für die poetische Schöpfung bildet, wozu denn Göthe richtig auf das Pfuscherhafte der poetischen Prosa aufmerksam macht. Nur in Einem aber sehr bedeutenden Puncte entfernte er sich wieder von dem neuen Wege, den er eingeschlagen hatte. Indem er durch genaue Kenntniß des ganzen Ideenkreises der Zeit das ganze

individuelle Wesen des Helden desto besser zu schildern denkt, so sucht er zugleich durch seine erotische Episode dem Zeitgeschmacke zu dienen. Hier hing er wieder seinem alten idealistischen Triebe nach, und man sieht deutlich, wie sich seine alte Natur nicht ganz seinem „neuen dramatischen Leben“ fügte, das er mit dem Wallenstein eröffnen wollte. „Hier wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann, er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und sie sollen dadurch um nichts schlechter ausfallen.“ Diese Stelle stimmt vollkommen mit einer anderen an Göthe, wo er gesteht, daß ihn diese Liebesepisode am meisten interessire, daß er nur kaltes Interesse an der Staatsaction seines Stückes nehme. Dieser Episode meinte

er ihrer Natur nach die Herrschaft zuerkennen zu müssen, und er fürchtet, je besser die Ausführung gelinge, desto mehr werde die übrige Handlung ins Gedränge kommen. Es ist leicht zu bemerken, wie eigenthümlich sich hier seine alte Neigung mit seinen neuen Einsichten streitet, und dieser Kampf zeigte sich eben sowohl nach Vollendung des Wallenstein, wo er eine Zeit lang vorhatte, frei erfundene Stoffe zu bearbeiten, wo er das Leidenschaftliche und Menschliche walten lassen und Helden und Thaten los werden könnte, obgleich er sonst recht gut einsah, daß freie Compositionen seine Sache nicht seien, wie er denn auch alsbald diesen Gedanken wieder fahren ließ und Marie Stuart ergriff. Auffallend genug ist es, daß Schillern der Widerspruch, in welchem er hier mit sich selbst war, entging, und daß er bei der Ueberzeugung, daß sein rein künstlerisches Interesse an den Figuren seiner Dramen wohlthätiger für seine Dichtung sei, immer ein pathologisches für einige Lieblinge festhielt, die in allen seinen historischen Dramen wiederkehren, keineswegs zu dem Vortheil, den er sich davon versprach, ja für jeden ernsteren und gereifteren Geschmack wenig erträglich, wie sich denn auch auf diese Figuren gerade die gewöhnlichste Ausstellung an der Schillerschen Dichtung am nachdrücklichsten wirft. Hier offenbar verließ er die Grundsätze, auf die beide Dichter das Studium

der Alten wenigstens sehr nahe hingeführt hatte; oder vielmehr, hier ward es klar, was Göthe damit sagen wollte, als er bei Erwähnung eines Dritten, der das Nichts unserer neueren Kunst für Alles hielt, sich mit Schillern entgegensetzt, die mehr davon überzeugt seien, daß das Alles unserer Kunst Nichts sei. Schiller muß es eingestehen, daß er ohne eine gewisse Innigkeit nichts im Poetischen vermag, und doch fühlt er, daß ihn dieß bei seinem Gegenstande fester halte, als es die freie Herrschaft des Dichters über seinen Gegenstand gestattet. Beim Wallenstein traf der Stoff mit seinem frischesten Sinne für die Göthische Objectivität zusammen, ihm im Ganzen zum Erringen dieser Herrschaft behülflich zu sein. Dennoch aber kreuzt sein neues Verfahren auch außer der Episode von Max und Thekla der Plan der Maltheser, an den ihn gleichfalls „ein pathologisches Interesse seiner Natur" fesselt. Da er darüber Mittheilungen an Göthe macht, bekennt ihm dieser, daß auch ihm ohne ein solches es nicht gelungen ist, eine tragische Situation zu bearbeiten. Und dabei entfällt ihm der Gedanke, „ob es nicht einer der Vorzüge der Alten gewesen sein möge, daß das höchste Pathetische auch nur ästhetisches Spiel bei ihnen gewesen wäre, da bei uns die Naturwahrheit mitwirken muß, um ein solches Werk hervorzubringen." Dieß ist ganz unstreitig; es ist dieß sogar vielleicht der wesentlichste

Vorzug der alten Poesie und dieser Ueberzeugung kommen beide Dichter in ihren verschiedenen Reflexionen über das alte Drama ziemlich nahe. Schiller schrieb an Göthe, bei den griechischen Tragikern liege der Angelpunct der Sache in der Kunst, eine poetische Fabel zu erfinden. Der Neuere schlage sich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, belade er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber laufe er Gefahr, die tiefere Wahrheit zu verlieren, worin das Poetische liegt, worin schon Aristoteles einen Vorzug der Poesie vor der Geschichte zu Schillers Freude erkannte. Der moderne Dichter möchte einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen, da doch die poetische Darstellung nie mit der Wirklichkeit coincidiren solle, weil sie absolut wahr ist. So sei in den Trachinerinnen die Dejanira so individuell, so ganz des Herkules Hausfrau, ganz für diesen einzigen Fall passend sei das Gemälde, und doch Alles so tief menschlich, so allgemein, so ewig wahr. Auch im Philoctet sei Alles aus der Lage geschöpft, was man kann, und trotz des Eigenthümlichen des Falles ruhe Alles auf allgemein menschlicher Natur. Die Charaktere seien nicht Individuen wie bei Shakespeare und Göthe, sondern idealische Masken; so weit entfernt von bloß logischen Wesen, wie von bloßen Individuen; sie

exponirten sich geschwinder, ihre Züge seien permanenter und fester. Hierzu nun fügt Göthe außer einer Bemerkung, daß auch in den Statuen der Alten stets ein Abstractum erscheine, das seine Höhe nur durch den Styl erreiche, den Satz, daß auf dem Glücke der Fabel freilich Alles beruhe; man sei wegen des Hauptaufwandes (der Erfindung eben dieser Fabel) sicher; die meisten Zuschauer trügen doch nichts weiter davon (als die Fabel, den Stoff) und dem Dichter bleibe doch das ganze Verdienst einer lebendigen Ausführung, die desto stetiger sein könne, je besser die Fabel ist. Hier aber muß man nun festhalten, daß das, was die Alten Mythe des Stückes nannten, überliefert, bekannt und da war, daß das Erfinden von Fabeln eine seltene und nicht geachtete Sache war, daß der Zuschauer mit dieser Mythe schon ins Schauspiel kam, sie hineinbrachte, nicht davontrug, was Göthe nur von dem neueren Betrachter sagen durfte, der stets auf neuen Stoff ausgeht, während der Grieche gewohnt war, jeden berühmten tragischen Gegenstand von jedem Dichter bearbeitet zu sehen, nichts also nach dem Stoffe, sondern nur nach der neuen Behandlung des jedesmaligen Dichters fragen durfte, dessen Interesse ganz auf die Form gerichtet war, wie das des Künstlers selbst, dem sein Stoff wie eine vorbereitete Statue zur letzten Vollendung gegeben war. Wie an=

ders konnte daher die alte Kunst ausfallen, in der sich der Künstler ganz auf sein Hauptgeschäft isoliren durfte! wie ganz entfernt konnte und mußte diese zu seinem höchsten Vortheile von jedem pathologischen Interesse bleiben, das den Neueren unentbehrlich war! hier hätte Schiller noch ein wenig weiter eindringen sollen mit seinen kritischen Studien, allein hier hinderte wieder sein großer Drang der Production.

Indessen sind die Beobachtungen, welche die Dichter über die Lectüre der Alten machten, und die Grundsätze, über die sie sich vereinigten, die schönsten Früchte ihres Verkehres. Die Selbständigkeit, mit der Schiller seinen Sophokles und Euripides für seine Dramen nutzte, die Art, wie Göthe den Homer vortrug und mit erneuter Freude las, das Vergnügen, mit dem Schiller nach Göthe's Winken den Homer vernahm und sich in diesem „poetischen Meere zu schwimmen gefällt, wo Alles bei der sinnlichsten Wahrheit ideal ist", wetteifert mit dem Fleiße, mit dem beide des Aristoteles Poetik studiren und sich erklären. Schiller hatte ihn früher nicht gelesen, Göthe nicht verstanden. Jener fühlte auch, daß man bei seiner Behandlung der Sache schon über die Grundbegriffe recht klar sein müsse, ehe man ihn lese. Es ist ein herrliches Wort, das der Dichter Schiller, nicht der Aesthetiker, nach der Lesung des Büchleins aussprach, es werde nicht Vielen begegnen, daß sie

nach der Bekanntschaft mit einem solchen nüchternen Kopfe und kalten Gesetzgeber den inneren Frieden nicht verlören. Er sei ein Höllenrichter gegen alle, die an der äußern Form sclavisch hingen, und die sich über alle Form wegsetzten, indem es ihm sichtbar weit mehr um das Wesen als um die Form zu thun sei, und er doch wieder streng aus der Natur des Gedichtes und besonders des Trauerspiels dessen unverrückbare Form ableite. Es ist ein ewiger Ruhm für uns, daß sich unsre großen Dichter gegen ihn fühlten und behaupteten, während, wie Schiller sagt, die französischen Kritiker ihn fürchteten wie die Jungen den Stecken, und Shakesspeare, obwohl er besser mit ihm ausgekommen sein würde, vielfach gegen ihn gesündigt habe. Von seinen Winken und von eigner Erfahrung und Reflexion geleitet, kamen dann beide auf manche vortreffliche Resultate, von denen die Wissenschaft der Aesthetik immer den ehrfürchtigsten Gebrauch machen darf. Sie sind um so lebendiger und practischer als Lessings, sowohl im Poetischen wie (bei Göthe) im Plastischen, weil sie nicht bloße Verstandeserzeugnisse sind, sondern weil sie aus einer volleren und gereifteren Dichtung der Gegenwart, aus den belebteren Alterthumsquellen und eigner Anschauung alter Kunstwerke genommen, und was das Wesentlichste ist, vielfach aus der Belauschung der producirenden Kraft des Dichters und ihrer Natur

geschöpft sind. Auf den Unterhaltungen, den Briefen und Werken beider Dichter ruht die ästhetische Kritik Wilhelm v. Humboldts, eine der schönsten Früchte, die dieser Verkehr getragen hat. Wer seine verschiedenen Winke und Aufsätze aus diesem Gebiete kennt, wird außer in Schillers Schriften, auch in den Briefen zwischen ihm und Göthe auf die Quelle von manchen seiner Ideen, auf die Andeutung manches von ihm Ausgeführten gerathen. Dieser Art sind die Sätze, die Schiller über den Gegensatz des Epos und des Drama ausführt. Jenes faßt den ganzen Menschen an, findet er, dieses geht nur auf Eine Empfindung. „Die Selbständigkeit seiner Theile ist ein Hauptcharakter des Epos. Die bloße aus dem Innersten geholte Wahrheit ist der Zweck des epischen Dichters: er schildert blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen, sein Zweck liegt schon in jedem Puncte seiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziele, sondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritte. Er erhält uns die höchste Freiheit des Gemüts, und da er uns in einen so großen Vortheil setzt, so macht er dadurch sich selbst das Geschäft desto schwerer: denn wir machen nun alle Anforderungen an ihn, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kräfte gegründet sind. Ganz im Gegentheile raubt

uns der tragische Dichter unsere Gemütsfreiheit, und indem er unsere Thätigkeit nach einer einzigen Seite richtet und concentrirt, so vereinfacht er sich sein Geschäft um Vieles, und setzt sich in Vortheil, indem er uns in Nachtheil versetzt.“ Beide Dichter stellten eine Handlung dar: bei letzterem sei sie der Zweck, bei ersterem bloßes Mittel zu einem absolut ästhetischen Zwecke. Aus dieser Ursache schreite der tragische Dichter rascher und directer fort, der epische finde besser seine Rechnung bei einem zögernden Gange, bei der Retardation. Der epische Dichter sollte sich daher solcher Stoffe, die einen Affect der Neugierde oder Theilnahme zu sehr erregen, enthalten, weil dabei die Handlung zu sehr als Zweck interessirt, um sich in der Gränze eines bloßen Mittels zu halten, u. s. w. Die Verhandlungen beider über diesen Punct des Unterschiedes vom Drama und Epos sind höchst lehrreich nicht nur an sich, sondern auch über die Individualitäten der Dichter. Schiller verfährt stets in seiner philosophischen Weise, Göthe profitirte hier wirklich und man muß dieß namentlich in seinen artistischen Aufsätzen nachsehen, deren Anfänge und Anregungen in den Zeiten dieses Verkehres liegen. Gleichwohl blieb Göthe stets auf seinem eigenen Felde; Alles was er beibringt, ist aus lebendiger Betrachtung der Objecte genommen und aus der Seele

mehr, als dem denkenden Verstande. Wie innerlich verschieden sind die Unterscheidungsmerkmale dieser Dichtungsarten, die ihn zuerst interessiren. „Im Trauerspiele, sagt er, kann und soll das Schicksal, oder, welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da oder dorthin führt, walten und herrschen, sie muß ihn niemals zu seinem Zwecke abführen, der Held darf seines Verstandes nicht mächtig sein, der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entriren als bei Nebenpersonen zur Desavantage des Helden. Im Epos umgekehrt: blos der Verstand, wie in der Odyssee, oder eine zweckmäßige Leidenschaft, wie in der Ilias, sind epische Agentien. Der Zug der Argonauten als ein bloßes Abentheuer ist nicht episch.“ Wie Göthe hernach einen kleinen Aufsatz über diesen vielüberdachten Gegenstand in beider Namen niederschreibt, so fällt dem Leser gleich in die Augen, wie pragmatisch und practisch Alles ist, wie sich in ihm Production und Reflexion ganz trennt, wie diese aus jener entspringt und nie sich selbst, sondern nur jene zum Zwecke hat; wie er also auch hier nur das im Auge behält und sich anzueignen sucht, was er productiv zu bethätigen hoffen darf; wie fest in ihm die Ueberzeugung ist, daß die Werke der Natur und Kunst nicht wenn sie fertig sind erkennen gelernt, sondern daß sie im Werden

und Entstehen belauscht werden müssen, wenn sie richtig gefaßt und verstanden werden sollen; eine Ansicht, die alle seine Bemerkungen über Kunstwerke dem Literarhistoriker von unschätzbarem Interesse und weit wichtiger als Schillers ästhetische Raisonnements macht, da auch ihm die bloße Betrachtung mehr als die Reflexion zukommt, so gut wie dem Dichter. „Leider, sagt Göthe z. B., werden wir Neueren wohl auch gelegentlich als Dichter geboren und plagen uns mit der ganzen Gattung herum, ohne recht zu wissen, woran wir eigentlich sind; denn die specifischen Bestimmungen sollten eigentlich von außen kommen und die Gelegenheit das Talent determiniren. Warum machen wir so selten ein Epigramm im griechischen Sinne? weil wir so wenige Dinge sehen, die eins verdienen. Warum gelingt uns die Epopöe so selten? weil wir keine Zuhörer haben. Warum ist das Streben nach theatralischen Arbeiten so groß? weil bei uns das Drama die einzige sinnlich reizende Dichtart ist, von deren Ausübung man einen gewissen gegenwärtigen Genuß hoffen kann.“ Bei dieser Gelegenheit denkt er nun über die Unart der Neueren nach, die Gattungen der Poesie zu vermischen. Auch hier hat er practische Zwecke im Auge: er scheidet und sondert nur darum, um sich nachher in Productionen wieder etwas durch Auf-

nahme fremder Theile zu erlauben; denn „ganz anders arbeite man aus Grundsätzen als aus Instinct, und eine Abweichung, von deren Nothwendigkeit man überzeugt ist, könne nicht zum Fehler werden.“ Ganz anders Schiller, den die Bemerkung blos anregt, sich das Factum zu erklären und zu rechtfertigen und ein reines Resultat des Nachdenkens zu erhalten. Wie er überhaupt die moderne Dichtung, ganz einverstanden mit Humboldt, in ihrem eigenthümlichen Werthe, bei aller Ehrfurcht vor der antiken, doch neben dieser in einiger Höhe zu erhalten suchte, so suchte er auch die Mischung der Gattungen bei den Neueren zu vertheidigen. Er sagt, um von einem Kunstwerke alles auszuschließen, was seiner Gattung fremd ist, müsse man nothwendig alles hineinschließen können, was der Gattung gebührt. Daran aber fehlt es eben jetzt. Wir können die Bedingungen nicht zusammenbringen, unter welchen eine jede der beiden Gattungen steht, so vermischen wir sie. Gäbe es Rhapsoden und eine Welt für sie, so brauchte der Epiker kein tragisches Motiv, und umgekehrt, hätten wir die Hülfsmittel und intensiven Kräfte des griechischen Trauerspiels, und die Vergünstigung, die Zuschauer durch sieben Stücke zu führen, so brauchten wir nicht die epische Breite unserer Dramen. Das Empfindungsvermögen des Zuschauers und Hörers

muß einmal ausgefüllt werden. Und weil die moralische Anlage die entwickeltste ist, so ist sie auch die forderndste, und wir mögen es auf unsre Gefahr wagen, sie zu vernachlässigen.

Einen vortheilhaften directen Einfluß Schillers auf die Göthische Dichtung in der Weise, wie Göthe auf die Schillersche influirte, kann man nicht nachweisen; die letztberührte Anregung zur ästhetischen Reflexion war nur vorübergehend. Was man von Göthes Bestreben, gegen seine ganze alte Gewohnheit beim poetischen Produciren mit Besonnenheit und Bewußtsein des Verfahrens zu arbeiten, anführen kann, gereichte, wie wir theilweise oben sahen, seiner Dichtung nur zum Schaden. Wie weit er in Schillers Kantianismus einging, wie weit er mit Niethammer und Friedrich Schlegel transcendentalen Idealismus trieb, was er von Schellings speculativen Ideen annahm, konnte nicht der Rede werth gewesen sein. Immer hing er zu viel an der Kunst, und fühlte wohl, daß die Philosophie ihm diese störte; seine anschauende Natur war zu mächtig, als daß ihn die Abstraction nur auf eine kleine Weile hätte fesseln können; das „Object stand ihm als festere Autorität da als die Speculation.“ Alles, was Schiller Lobendes von der Verträglichkeit seines betrachtenden Wesens mit der Philosophie sagt, und was Göthe selbst von

den Vortheilen hofft, die er mit Schillers Beihülfe aus letzterer besonders für seine wissenschaftlichen Fächer zu ziehen denkt, sind Täuschungen. Dieß ist besonders deutlich an einer Stelle, wo Göthe bei seinen Forschungen über die Farben, zu denen er sich seltsam anstellt, eine Anwendung der Philosophie zu machen und Schillern dabei zu benutzen sucht, wogegen beides dieser förmlich protestirt. Er schematisirt sich die Phänomene seiner Farbenlehre nach den Kategorien, um Schillern die Sache näher zu legen, allein dabei bleibt er nicht einmal streng bei dem fraglichen Subjecte haften, sondern je nach Bedarf hat er in der einen Kategorie das Licht, in der andern die Farbe vor Augen! Schiller sieht daher bei dieser Gelegenheit in seinem philosophischen Abmühen auch nur den Vortheil, daß es ihn zu strengen Bestimmungen und Unterscheidungen zwingt; und für einen Dritten, der etwas Routine in wissenschaftlichen Untersuchungen hat, ist es wirklich sonderbar, zu beobachten, wie sich hier Beide herumquälen, der Eine in einer Form, die ihm nicht gerecht ist, der Andere in einem Stoffe, von dem er nichts versteht. Von so wenig Bedeutung also der directe Einfluß der philosophischen Unterhaltungen mit Schiller war, von so großer Wichtigkeit scheint er indirect gewesen zu sein für die frühere und vollständigere Reifung des Ueber=

gangs Göthes von Anschauung und Betrachtung zu Beschaulichkeit und Contemplation, dem er übrigens auch sich selbst überlassen nicht würde entgangen sein. Ueber diesen großen und höchst merkwürdigen Wendepunct in Göthes Leben und Dichtung, nach dessen Eintritt die letztere einen total veränderten Charakter und einen andern Werth erhält, den Jedermann viel geringer anschlägt, wer da weiß, was ächte Poesie ist, was Göthes Poesie früher war und was diese Vergleichung des Dichters mit sich selbst ausweist, über diesen Wendepunct findet sich in den Göthe-Schillerschen Briefen eine sehr aufschlußreiche und interessante Stelle, wo sich Göthe gleichsam selbst auf dieser Veränderung in sich ertappt. Vorbereitet lag sie schon lange in ihm, und dieß äußerte sich bereits bei den Vorbereitungen zu der projectirten Reise nach Italien im Jahr 1797. Nie scheint sich Göthe reizbarer und empfindlicher gegen die „empirische Weltbreite" gesträubt zu haben, vor der ihm damals graut, und nie empfand er so sehr, daß die Kunst Sammlung verlange, ja gebiete, und den Menschen wider seinen Willen isolire. Wirklich trat er denn auch der Welt gleich beim Anfang dieser Reise in einer ganz neuen Weise gegenüber. Er fängt nämlich sogleich an, statt sich wie sonst mit der Betrachtung der Gegenstände zu begnügen, sich Rechenschaft von denselben zu geben

und zwar so, daß er sich zugleich Rechenschaft von sich selbst gibt. Es fiel ihm dabei an sich eine Art Sentimentalität (im Schillerschen Sprachgebrauche) auf, und er fand beim Nachdenken darüber Folgendes: „Das was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, sagt er, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist und vermehrt meine Kenntnisse. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, sondern ich bin heute so ruhig und unbewegt als ich es jemals bei den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen gewesen. Woher denn also diese scheinbare Sentimentalität, die mir um so auffallender ist, als ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung sein, bei einem Gegenstande, der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser Mittelzustand hervorgebracht wird.“ Statt um den Grund dieser Erscheinung in dem Mangel an der alten Energie seiner poetischen Natur zu suchen, sieht er ihn sehr bezeichnend in den Objecten, und findet, „daß diese symbolisch sind, d. h. eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine Reihe fordern,

Aehnliches und Fremdes in seinem Geiste aufregen, und so von außen und von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Ansprnch machen." Man sieht sogleich, daß diese Anregung in seinem Innern die Hauptsache bleibt, und jeder Gegenstand würde unter die angegebenen zu setzen sein, sobald man diesen symbolisirenden Sinn in sich trägt. Solche Gegenstände nun nennt er ein glückliches Sujet für die Menschen, wie andere Dinge glückliche Sujets für die Dichter sind, und „weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann (was ihm doch sonst mit jedem Gegenstande gelungen war, der ihn fesselte, so wie ihn umgekehrt kein Gegenstand gefesselt hatte, mit dem dieß nicht gelingen konnte), so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höheren Sinne, was er mit dem Ausdrucke sentimental benannte." Gegenstände nun, die solche Betrachtungen in ihm weckten, fand er in seinem Wohnplatze in Frankfurt und in dem Raume seines großväterlichen Hauses, wiewohl er auch hier sogleich empfand, daß die liebevolle Erinnerung, also sein Inneres, hinzukam, seine Aufmerksamkeit so sehr auf diese Dinge zu lenken, die zu schärfen und zu üben er sich nun förmlich vornimmt. „Gelänge das, sagte er, so müsse man ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch wenn man auf jedem Platze, in jedem Mo-

mente, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannteren Ländern und Gegenden davon tragen." Man darf wohl sagen, daß dieß in seinen späteren poetischen Producten fast durchgängig der Fall ist, und daß er darin Erfahrungen, die er ehedem in sinnlicher Breite, wie es die Kunst verlangt, vorgeführt hatte, nach einer gewissen geistigen Tiefe mißt, wobei er sich oft ins Bodenlose verliert. Schiller durchschaut diese so mysteriös verhüllte neue Erfahrung sehr scharf. Es sei ein Bedürfniß, sagt er, poetischer ja menschlicher Naturen überhaupt, so wenig Leeres als möglich zu finden, so viel Welt als möglich sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen, und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und poetisch gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von symbolischer Seite fassen. Immer aber ist das Sentimentale (im guten Sinne) ein Effect des poetischen Strebens, welches aus Gründen im Gegenstand oder im Gemüt nicht ganz erfüllt wird. Solch eine poetische Forderung ohne eine poetische Stimmung und ohne poetischen Gegenstand scheine sein Fall zu sein. In der That komme es hier viel weniger auf den Gegenstand an, als auf das Gemüt, ob ihm der Gegenstand etwas bedeuten solle.

So däucht auch ihm also das Leere oder Gehaltreiche mehr im Subjecte als im Objecte zu liegen. Das Gemüt sei es, das hier die Grenze steckt, und das Gemeine und Geistreiche kann er auch hier wie überall nur in der Behandlung, nicht in der Wahl des Stoffes finden. Was ihm jene beiden Plätze waren, meint er, wäre ihm in aufgeregter Stimmung jede Straße, Brücke u. s. w. gewesen. Wenn Schiller die unternehmbaren Folgen dieser neuen Betrachtungsweise in Göthe hätte ahnen können, so würde er ihn schwerlich ermuntert haben, sich ihr ganz zu überlassen, weil durch eine solche Ansicht der Gegenstände in das Einzelne eine Welt gelegt werde; denn wer da weiß, wie wir mit unseren Kräften haushälterisch zu verfahren Ursache haben, da wir so vieles unendlich Wichtige und Große unerkannt bei Seite liegen lassen müssen, der wird nicht jede tiefste Betrachtung an den unwürdigsten und kleinlichsten Gegenständen geübt wissen wollen. Denn so ist es gleich die nächste Folge, daß Göthe anfängt, sich Reisebündel von Acten anzulegen, worin er alle öffentlichen Papiere, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Comedienzettel, Verordnungen, Preiscourante u. s. w. einheftet, seine Bemerkungen hinzufügt, diese mit der Stimme der Gesellschaft vergleicht, seine eigene Meinung mit dieser berichtigt, die neue Belehrung wieder **ad acta** nimmt, und so Materialien für

einen künftigen Gebrauch zu erhalten hofft!! Dieß bereitet schon völlig zu der später ganz ins Lächerliche entwickelten Bedeutsamkeit vor, mit der er auf Tagebücher und Notizen die höchsten Stücke hält, mit der er jede elendeste Sache mit pathetischer Weisheitsmiene betrachtet. Seitdem ist ihm jede Medaille, die man ihm schenkt, und jeder Granitstein, den er verschenkt, ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit; und wenn er Steinsalz bohrt, das Friedrich der Große trotz aller Befehle nicht hatte auffinden können, so sieht er ich weiß nicht welche Wunder dabei und schickt seinem Freunde Zelter eine symbolische Messerspitze voll davon nach Berlin. Es gibt nichts bezeichnenderes für diese seine spätere Sinnesart, die sein steigendes Alter stets mehr ausbildete, als daß er es sich zum Grundsatze macht, dem alten **nil admirari** mit Eifer zu widersprechen, Alles vielmehr zu bewundern, Alles „bedeutend, wundersam, incalculabel" zu finden! Dieß trug er denn auf Gegenstände nicht nur, sondern auch auf Personen und auf seine Dichtungen über. Daß er in diesen Jahren sich mit der dämonischen Natur der Bettina viel beschäftigen konnte, würde weniger Verwunderung erregen, als was er wohl „Prometheisches" in seinem Zelter gefunden haben möchte, einer Persönlichkeit, an der nicht einmal die „urbane Ironie" anzubringen war, die, wie Zelter selbst sehr treffend be-

merkt, Göthe's Umgang mit manchen heterogenen Naturen charakterisirt. Sodann legt er in seine Poesien aus dieser Zeit, oder er sucht darin überall die größte Bedeutsamkeit im kleinsten Raume, „fühlt und denkt jede Zeile" der Wanderjahre und hofft nur auf deren nähere Betrachtung. Was mochte er sich wohl Großes unter dem Kunststücke denken, daß er seine Proserpina zum Träger von allem machte, was die neuere Zeit an Kunststücken gefunden und begünstigt hatte, heroische landschaftliche Decorationen, gesteigerte Declamation, hamiltonisch-händelsche Gebärden, Kleiderverwechslung, Mantelspiel und ein Tableau zum Schluß? Er erfuhr aus den Absichten, ihn von Weimar wegzurufen, daß man „auf seine letzten Jahre wie auf sibyllinische Blätter speculirte;" der Ausdruck ist noch anwendbarer auf die Art, wie die Ehrfurcht vor seinen Poesien stieg: und er machte sich diese Lage der Dinge recht zu Nutze. Er verwickelt und versteckt in seinem Romane und sonstigen Werken allerhand Weisheit, die sich die Leute denn herauswickeln sollen. Mit problematischen Compositionen die Auslegungssucht der Leser zu reizen, war schon im Meister und in den Ausgewanderten seine Absicht; mit gespensterhaften Mystificationsgeschichten, mit dem Unglaublichen und Fremdartigen, mit Mystischen und Mysteriösen den Horen aufzuhelfen, war er sorglich bedacht, und mochte

wohl in die Faust lachen, da Schiller und Andre sich über den Knoten im Meister und in seinen Mährchen abquälten. Wir haben von dem Verstecken seiner Ideen im Meister oben jene belehrende Stelle gehört, aus der Zeit, wo diese neue Weise Göthen selbst noch in sich neu war, wo er auch schon offenherzig die Verachtung des Publicums ausspricht, die eine andere Stelle in den Mittheilungen von Falk noch besser darlegt, wo er den Wunsch äußerte, ein Werk hervorbringen zu können, das die Deutschen 50—100 Jahre recht gründlich verwünschten und ihm darüber Alles Ueble nachsagten, das sollte ihn ergötzen! Das Publicum, wenn dieß Ernst war, ärgerte ihn auch hier und ließ ihn das nicht zu Stande bringen. Er schien seinen Faust mit seinen verschiedenen Fortsetzungen, nach denen er das Aeltere und Vorhandene stets mehr hin zu richten und zu bilden suchte, statt das Spätere dem Aelteren anzupassen, zu einem solchen Werke schaffen zu wollen, er streut freigebig seine physischen, sittlichen und ästhetischen Räthsel hinein, was früher nur phantasmagorisch hineingehoben war, sollte sich in ästhetisch vernunftmäßiger Folge erweisen, Alles sollte in diesem Werke das mit 20 Jahren concipirt und mit 82 vollendet ward, ein offenbares Räthsel bleiben und als solches den Menschen zu schaffen machen, und „selbst einem guten Kopfe genug zu thun geben, wenn er sich zum

Herrn von Allem machen wolle, was da hineingeheimnisset ist.“ Aber die guten Deutschen ließen sich ihrer spotten und fuhren fort zu verehren und anzubeten. Zu scheiden, was in der langen Reihe von Göthes späteren Werken das natürliche Product der nachdenklichen Jahre eines Mannes war, der sich stets mehr von dem Leben schied und der Zukunft sich zukehrte, und was die Frucht eines tiefen Geistes, der einsam überdachte, was er von Großem aus seinen großen Erfahrungen in der Vergangenheit festhalten und aus den öffentlichen Vorfällen in der Gegenwart noch in sich aufnehmen und zu höheren allgemeinen Ansichten entwickeln konnte; zu erkennen, was ein naturgemäßer Ausdruck der Resignation auf weltliches Wirken, des heiteren Ueberblicks über die vollendete Laufbahn, der Läuterung des Irdischen und der Gemüthsruhe des Alters war, und dieß Alles abzutrennen von dem, was Altersschwäche erzeugte, was Resultate still einsamen Denkens des Greisen waren, die besser, wie Göthe selbst zu Zeiten einsah, ungeschrieben geblieben wären und auf die zu kommen Jedem für die Periode überlassen werden konnte, wo er in ähnliche Verhältnisse tritt; und von dem, was er z. B. dem orientalischen Geschmacke Albernes wohlwissend nachbildete, dazu gehört freilich auch mehr, als man einem einmal enthusiasmirten Publicum zumuthen kann; geschweige, daß es selbst

in dem Besseren, was Göthe in seinen letzten Decennien schrieb, den Unterschied zwischen seiner älteren und späteren, zwischen seiner darstellenden und seiner lehrenden Poesie hätte einsehen sollen, zumal da es durch unsere jungen Poeten ganz allgemein an die körperlose, nebelhafte und umfaßliche Dichtung des Orients gewöhnt ist, zu deren Festsetzung Göthe am meisten mitgewirkt hat, obgleich er wohl einsah, wie gefährlich diese orientalische Manier ist, bei der „das derbste Gedicht, ehe man sichs versieht, wie ein Luftballon vor lauter rationellem und spirituellem Gas, womit es sich anfüllt, aus den Händen und in alle Lüfte geht." Göthes Altersgeschichte ist so vollkommen und vollständig, wie sein ganzes Leben, und darf wohl von dem einsichtigen Physiologen als normal zur Belehrung benutzt werden. Es zeigt einen merkwürdigen Rückgang von der Vielheit und Mannigfaltigkeit eines überreichen Lebens zur Einheit in sich selbst, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, vom Menschen zur Natur. Er hatte sonst alle Rollen gespielt, alle Töne in seinen Dichtungen angestimmt, alle Verhältnisse umfaßt, alle Sprachen und Manieren nachgeahmt, und in jedem neuen Werke seine Freunde mit einer neuen Darstellungsweise überrascht, jetzt ist er ein stets Unwandelbarer und sich selbst gleich; der sonst so Heftige und von stürmischen Leidenschaften Bewegte

ist nun ganz Ruhe von innen und außen, und die Betrachtungen, die er so ganz vom Zaune gebrochen anstellt, und die Lieblingsausdrücke seiner Rede, daß er sich ergeht, wenn er etwas erörtert, daß er meldet, wenn er schreibt, daß er weset und nicht ist oder lebt, und jene Uebergangsformel der Behaglichkeit und so, und der Talisman und so fortan, den er jedem seiner Briefe anhängt, so wie überhaupt die ganze abstruse Redeweise, die ihm selbst auffällt und die Räthselhaftigkeit, Gezwungenheit und Undeutlichkeit, die er desto mehr seinen Worten gibt, je mehr er sich selbst deutlich scheint, die ganz eigenthümliche Euphemistik seines Stils und oft der Mährchenton und im Anklang an den Spinnrocken und Lehnstuhl der Amme, dieß Alles drückt diesen Zustand in den Briefen an Zelter vortrefflich ab, unverhohlener, so lange der testamentliche Ton noch nicht Absicht war, so lange durch Herausgabe der Schillerschen Briefe noch nicht der Gedanke erwacht war, auch die Zeltersche Correspondenz zu drucken, wo dann Göthe seitdem deutlicher in einer beabsichtigten Hülle zurücktritt, und seinen „gewichtigen Worten" den Ton des Vermächtnisses gibt. Ich mag mich über die Eigenheiten dieser Altersschriften nicht weiter auslassen, aus Furcht trivialer Rede beschuldigt zu werden. Ich lasse mir vom Mephistopheles des zweiten Theils von Faust gesagt

sein, daß man alt werden müsse, sie zu verstehen, obgleich ich bis dahin keck genug bin, Göthen etwas Aehnliches übel zu nehmen, wie das, was ihm selbst an Gleim widerwärtig war, daß nämlich dieser „seinen Namen unter den unbedeutendsten Sachen fortwalten ließ und auf diese Weise von sich selbst ein absterbendes Echo werden mußte," wie das, was er an Wielanden verlachte, daß er den jungen Ohren stets die alte Melodie fortsang. Man würde sich alle Sonderbarkeiten in diesen Spätjahren so gerne gefallen lassen, wie man jedem Alten gerne was nachsieht, alle mysterische Lehre gerne erträgt, so platt und bekannt sie sein möchte, oder so geheimnißvoll weise sie sich anstellt. Allein die humanste Rücksicht, die das Alter zu toleriren nöthigt, wird doch manchmal durch die eigenthümliche Intoleranz des Alters selbst sich zu verläugnen gereizt. Göthe verlangte es in diesen Zeiten oft, daß man nichts Fremdes tadeln, Alles, was uns nicht anmuthet, liegen lassen solle, um es künftig aufzunehmen. Er fand, daß die Differenzen in Meinungen auf eine Kluft unter den Menschen deuten, über die man in der Jugend wegspringe, die man aber im Alter, als zur Befestigung des Zustandes gegeben, berechnen müsse; und er erklärte sich gegen Alles Controvertiren als eine Thorheit, da wir uns doch gegen Alles wahren, was sich nicht unserm übrigen Wesen

anschließt und uns nicht fördert. Das wird Alles wohl vielfach so sein, allein es ist Schade, daß es von einem Manne von solcher Autorität zur Lebensmaxime für die Jugend wie für das Alter gemacht werden soll. Es ist ein Fehlschluß, daß in jedem Menschen eine so geschlossene Natur inne wohne, die alles Fremdere abstoße, und namentlich die das Fördernde zu ergreifen verstände. Wir haben in unserer Jugend leider des selbstgefälligen Abschließens genug, und das ist ihr Elend, daß sie hin und her fackelt zwischen einer bestimmt begränzten Natur und irgend einem Gränzenlosen, nach dem sie hinträumt. Die ewig neue Welt bedarf nicht der aufgezogenen Zugbrücke, hinter die sich das Alter verschanzen mag, sie will sich stets verjüngen mit der Erneuerung des Dagewesenen und den stets wiederkehrenden Beziehungen auf das Alte, und wenn Göthe je einen Begriff gehabt hätte von einem gemeinsamen Fortschritte, von einem langsamen aber sicheren Gedeihen der Menge, von einem Bildungstriebe und einer instinctmäßigen Weisheit der Masse, die über die Einsicht der Einzelnen ist, so hätte er sich nicht gegen den Wechsel der Welt, selbst nicht so schroff gegen scheinbare Rückschritte gestemmt. Es war doch arg, daß sich der alte Mann in seiner Heftigkeit gegen viele Sünden in seiner eignen Jugend erinnerte, daß er, der so viele Schonungslosigkeit gegen jede Hem-

mung des freieren Aufschwunges geübt, zuletzt jeden Mutwillen, jede „Verwogenheit" polizeilich unterdrückte, der Carricatur wehrte, und die Unbescheidenheit für verschwistert mit dem Wahnsinn erklärte, während er einst bemerkt hatte, daß die Bescheidenheit nur als sociale Tugend eine blos limitirte Geltung habe. Es war arg, daß er sich vor den äußeren Ereignissen, die das Vaterland retteten, flüchtete und bewahrte wie vor einem Unheil, daß ihm Luther und Coriolan unheimliche Charaktere waren, und daß er im poetischen Ausdruck die Hutten und Sickingen sich für seine Wanderjahre wollte rüsten sehen. Und was die vielfachen ungerechten Ausbrüche seines Alters am meisten und unwürdigsten entstellt, sind die Ausfälle gegen das Publicum. Wo sich je ein Einzelner einmal recht oder unrecht mit Widerspruch an ihm versündigte oder vergriff, goß der große Mann Spott und absprechenden Stolz auf das Zurückbleiben und die Unverbesserlichkeit der ganzen Zeit aus. Er rechnete es dieser Nation nicht an, daß sie ihm und seinem Beispiele mit ganzer Hingebung gefolgt war, daß sie sich über das Tolle und Anstößige, das Formlose und Fragmentarische in vielen seiner Dichtungen wegsetzte, und nur das Schöne und Wahre verehrte, daß sie die französische Steifheit, die italische Weiche, die englische Härte und Bizarrerie in ihrem Geschmacke tilgte, und daß er im

Alter der Ueberlebung mit 80 Jahren sagen durfte, was nicht viele Sterbliche außer ihm, daß er seinen Ruhm nicht überlebt habe, sondern stets mehr erlebt. Es gehörte das deutsche Volk dazu, dem großen Künstler nachzusehen, daß er ihm nach der ersten Darlegung seines ungemeinen Vermögens, Dichtungen hinwarf, die ihn meinethalb der Ungeschmack des Publicums schreiben heißen konnte, von denen ihn aber die Achtung vor der Würde der Kunst ewig hätte abhalten müssen; es gehörte unsere Gutmüthigkeit hierzu, daß wir uns an den Spätfrüchten seiner Muse die Zähne ausbissen, die uns, mit deutlichen Worten, zum Schaden unserer Zähne geboten waren, und daß wir uns durch des Dichters contemptive Behandlung in unserer Vergötterung nicht irren ließen. Wen nun über all dieß ein gerechter Unwille überfällt, der darf sich indessen immer fragen, ob er seinen Unmut billiger an dem Benehmen des Mannes, oder an dem des Publicums ausläßt.

Denn freilich, wem ward doch auch je solche Verwöhnung geboten, wie diesem Manne! Wir haben in diesen Briefen ja zwei höchst seltsam contrastirende Repräsentanten dieser Vergötterung, die als merkwürdige Zeugen von Göthes Einfluß selbst in der Literargeschichte nicht übersehen werden dürfen. Der Eine ist Zelter, der bei Göthe die Stadt,

und wieder Göthe bei der Stadt vertritt, in welcher dessen Dichtung so viele Bedeutung erhielt, wie einst Wielands in Wien, und von deren Verehrung man eben das in dem Zelterschen Briefwechsel ausgesprochen findet, was man von dem Einzelnen und dem Ganzen der Nation überall sagen möchte: Göthe verwünscht diese Stadt, sagt er selbst; sie segnet ihn, erwiedert ihm Zelter. Eine etwas derbe und grobe Natur, mit Göthe im Bunde, könnte frappiren, wenn es nicht eine von jenen Naturen wäre, die sich zwar „gegen Alles wehren, aber auch mit Allem vertragen", deren Grobheit man nicht übel nimmt, deren Derbheit man sogar liebt, weil sie ganz dependente Menschen sind, die sich bei aller Rauhheit gewöhnlich so willig unter einen Pantoffel fügen, wie sich Zelter mit völliger Aufgabe aller Selbständigkeit an Göthe mit Leib und Seele verschreibt. *) Er rankt seine ganze Existenz und sein Treiben und Beschäftigen um Göthe und seine Schriften; er gewöhnt sich in Nachahmung von dessen Styl hohle Redensarten und unverdaute

*) Die ganze Correspondenz und das ganze Verhältniß ist von sehr untergeordnetem Werthe. Bettina sagte nicht mit Unrecht: „Diese nachkömmlichen Bündnisse gemahnen mich grade wie die Trauerschleppe einer erhabenen vergangenen Zeit, die durch allen Schmutz des gemeinen Lebens nachschleppt."

Kritik an; er sucht nach Göthes Muster, aber am verkehrten Orte, das Ich wegzulassen, und ahmt selbst eine Sitte dieser Art nach, die bei Göthe so unleidlich ist wie die ihm eigenthümliche besondere Weise des Plurals der schriftstellerischen Majestät; er müht sich an seinen Sentenzen ab und commentirt und verdreht und verwässert sie; er liest kaum etwas anderes als die Werke seines Freundes; er hält geduldig Allem das Ohr hin, was ihm dieser oft ganz Unpassendes mittheilt, plaudert wie ein Staar getreulich nach, was er ihm mit aufgehobenem Finger vordocirt, bis auf manches lächerliche quid pro quo, was unterläuft; er versteht und urtheilt über Alles und meint Alles besser als Andere zu verstehen; es ist ihm im zweiten Theile des Faust Alles sonnenklar, nur daß ers nicht wiedersagen kann; die natürliche Tochter ist ihm (wie auch Herdern) das non plus ultra der Göthischen Poesie, und zum Elpenor (den Schiller, ohne zu wissen, daß er von Göthe sei, für ein dilettantisches Product erklärt hatte) meint er, „die Nachwelt werde es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage ein solches Werk hätte hervorgehen sehen!“ Er wird wild, wenn man über Göthe saalbadert, grob, wenn man ihn tadelt, eifersüchtig, wenn man ihn lobt. Er liebäugelt mit dem Boten, der ihm einen Brief von G. bringt, er nennt ihn sein süß-

geliebtes, freundliches Herz, seinen göttlichen Freund, seinen Heiland, und den Divan seine Bibel, in deren Anbetung er täglich mehr versinkt. Alles was er thut, erhebt und vergeistert ihn zur Andacht an Göthe; und fühlte dieser den Schmerz, womit er ihn liebte, schreibt er, so würde er davon verbrennen. In Bettinas Briefen würden sich diese Stellen ganz vortrefflich ausnehmen. Denn auch an dieser Erscheinung interessirt wenigstens den historischen Leser, der die Dinge nie vereinzelt, sondern nur im Zusammenhange sieht, gleich auf der Oberfläche das bloße vielberedete Factum, das ihm für die Spitze der Abgötterei gelten kann, die mit Göthe getrieben ward.

Es gibt aber auch noch eine andere Seite, von der diese Briefe der Bettina dem Literarhistoriker merkwürdig sind, und von dieser allein denke ich mich hier mit ihnen zu beschäftigen, theils um bei meiner Sache zu bleiben, theils weil sie in dieser Beziehung doch nicht leicht einen anderen Beurtheiler finden werden, theils auch weil sie mir in anderer Rücksicht minder wichtig scheinen. Ich gestehe, daß ich für die gewöhnliche moralische Würdigung der seltsamen Erscheinung am wenigsten Sinn hätte. Ich kann die Gefahr nicht sehen, die manche von dieser Seite her in der Verbreitung dieses Buches sehen. So bedeutend der Eindruck

sein mag, den es macht, so wird er ein vorübergehender sein, weil er ein ganz dunkler ist und nur Verwunderung erregt, die ihrer Natur nach nicht dauernd ist. Begriffen wird dieß Wesen und dieß Buch selten, angeeignet kann es nicht leicht jemals werden, wer mag sich also vor nachtheiligen Wirkungen von unmittelbarer Art fürchten? Das Verhältniß, von dem es sich hier handelt, ist von ganz immaterieller Natur, dem man mit dem Alltäglichen nicht beikommen darf. Obgleich man es mit einer realistischen Interpretation einzelner Stellen in das häßlichste Licht rücken könnte, so wird doch auch kein Gegner diesen Versuch wagen, wiewohl es nun gemeine Sitte geworden ist, die Sünden und Scandale der Romantiker im wirklichen Leben aufzudecken und damit ihre Schriften zu bekämpfen. Die gute Sitte, die man häusliche Tugend, und die grade Beurtheilung, die man häuslichen Verstand nennt, wird durch dieses Buch sich nicht anfechten lassen, denn sie werden neidlos „diese Weisheit der Begeisterung auf ihren stolzen Wellen über die Grenze des gemeinen Begriffs schiffen, und dieses Streben jenseits des Berufs der irdischen Laufbahn ein ungewöhnliches Glück suchen lassen.“ Im Allgemeinen glaube ich auch bemerkt zu haben, daß Jeder, der auch mit noch so großer Eingenommenheit gegen diese Briefe sie zu lesen anfing, nach ihrer

Beendigung sich beschied. Es ist gemeinhin, als ob die Briefstellerin Jeden abgeschreckt hätte mit der Verachtung, mit der sie auf diejenigen blickt, die sie beurtheilen wollen. Und wirklich hat ihr Beurtheiler einen recht schweren Stand. Die Pflichten, die er gegen das Publicum und gegen die Schriftstellerin hat, streiten sich ungewöhnlich. Die Ansprüche, die die letztere selber macht, sind gerecht, aber schwer zu erfüllen. Sie will überhaupt nur von den Guten, nicht von den Bösen gelesen sein: darüber wird sich leicht jeder in Eigenliebe hinwegsetzen. Sie will, daß man sich freundlich an ihr Gutes halte, mit verständigen Winken zum Besseren: die schöne Sitte der Galanterie würde das schon verlangen, aber freilich nur so lange keine höhere Pflicht daraus zu weichen zwingt; sie will, daß man das vom Gewöhnlichen Abweichende in seiner Eigenthümlichkeit anerkenne, und nichts ist billiger, nichts aber auch bei einer so abnormen Eigenthümlichkeit schwieriger. Der öffentlichen Meinung genug zu thun, wird immer dem öffentlichen Beurtheiler noch wichtiger sein müssen, als der Briefstellerin selbst genug zu thun. Denn ihr —? wer könnte es auch hoffen? da ihr im lebendigen Verkehre selbst die nicht genug thun konnten, die ausschließlich ihre Verehrung voraus hatten, die ihren Briefen und ihren Reden eine Achtsamkeit

schenkten, auf die sie bei unbetheiligteren nicht wohl rechnen dürfen?

Denn Göthes eignes Interesse an ihr ist offenbar ein sehr beschränktes. Sein Benehmen ist vielleicht nicht überall zu entschuldigen, doch gestehe ich, daß, wenn man dem Manne in seinem diplomatischen Wesen gut werden kann, so wird es hier sein. Die Quelle seiner ersten Theilnahme an ihr macht ihm Ehre. Seine Mutter hätte an ihr in ihrer Einsamkeit einen Trost und eine heitere, erbauende Unterhaltung. Es schmeichelte ihrem Mutterstolze, dieß Kind zu hören, das von ihrem Sohne bezaubert ist, und sie sah ihr Alles nach wie einem eignen Kinde, da sie auch ihrerseits bei Niemanden lieber war als bei der Alten und nach nichts Anderem fragte. Sie hatte es wohl manchmal ungern, wenn sie Bettina mit ihren „übersichtigen Grillen" behelligte, aber noch lieber mochte sie doch von ihres Sohnes Herrlichkeit hören und sagen. Sie läßt sich von dem Mädchen in den Abenddämmerungen vorplaudern, sie erzählen sich gegenseitig ihre Dinge wohl zwanzigmal, ohne zu ermüden, sie besuchen in Gedanken den Sohn miteinander, die Alte schwärmt einen Augenblick mit, sie meint das Glück des sonderbaren Wesens zu verstehen, das ihren Sohn so schwärmerisch liebt, sie läßt, „wenn andere Leute über Bettina klug sein

wollten, sie gewähren und gibt dem Dinge keinen Namen", nur wenn es mit ihren Schwärmereien und Unarten gar so arg wird, so heißt sie sie Ordnung halten und klopft ihr einmal auf die Finger. Diese wohlthuende Nähe bei seiner Mutter zog Göthen an; er bat Bettinen, ihre Heimat bei ihr zu befestigen, der so viel dadurch geworden war. Wie er nun selbst zu näherem Verkehr mit ihr kommt, sucht er immer zu beschwichtigen, er läßt sie gewähren, allzuviel, er verwöhnt sie. Ehe er sichs versah, hatte er schon abzuwehren, selbst als er noch unverholen sich an dem reichen Leben ihres Herzens erfreute, und er fürchtet da zu verweilen, wo so viel Ueberströmendes ihn ergreift. Er stellt sich wie der reife Künstler über ihre Ergießungen, das war die schönste Wendung, die er der Sache zu geben versuchen konnte; er hat die reinste Freude an ihren wirklich ganz musterhaften Schilderungen und der Beobachtungsgabe, die sich in ihren Erzählungen und Schwänken manifestirt; er schickt ihr seine Sonnette, um ihr zu zeigen, welchen Werth sie für den Dichter habe, und dankte ihr so mit diesen Dichtungen sinnig und zart. Mehr und mehr muß er sich dann erst vor ihren „allerliebsten Schmeicheleien" wehren, vor der „reißenden Flut ihrer Gedanken sicher stellen", oder (wie es Bettina auffaßt) dem Ausdruck zu großer Liebe die eigen-

thümliche Kälte der Männer entgegensetzen, oder (wie Er es nennt) den Reichthum ihrer Liebe als Traum aufnehmen, an den er bei wachenden Sinnen nicht glauben könne. Im Mondschein an sie zu denken konnte dem alten Göthe denn doch auch nicht zugemuthet werden; ja nur weiter, als er tändelnd that, ihrem Geiste zu huldigen, könnte überhaupt kein Mann, der die Gränze der Sphäre des weiblichen Geistes kennt, auch wo er die gemeine Fessel abwirft. Er lachte, aber ohne Verletzung, wo sie in der Mitte ihrer wehmüthigen Empfindung war; nichts ist vielleicht charakterisirender. Es ist das Gefühl des Mannes, dem dieß Spiel zwischen Scherz und Schmerz ein Räthsel ist, und doch heilig genug, daß er ihm nicht wehe thun kann. Es ist so gewöhnlich, daß die Weiber in ihren Sorgen und Gedanken bald, indem sie sich ganz sicher dünken, das Verkehrte denken und thun, was uns ganz klar vorliegt, bald umgekehrt, sich selber völlig unbewußt mit der größten Leichtigkeit das treffen, worüber wir uns Jahre lang forschend und denkend zerquälen, und daß sie oft durch diesen ganz eigenen Contrast in ihrem Wesen des zuschauenden Mannes geheimstes Lachen erregen, von dem sie dann sehr ungelegen Rechenschaft zu verlangen und dadurch den unversteckten Lacher in große Verlegenheit zu bringen pflegen. Dieß aber und dergleichen

hätte Bettina lieber ertragen, als daß er auf ihre glühenden Liebesbriefe im Perückenstyl auf Goldschnittpapier durch Sekretairs Hand antwortete. Und das war freilich arg, nachdem er sich so weit eingelassen hatte und ihre reizbare Natur kannte, aber es war auch arg, was dem armen Manne geboten wurde. Wie sie zuletzt im Lehrton und Weisheitsdünkel zu dem Heros der deutschen Literatur sprach, wie sie den Herrn Minister zum Christen machen wollte und ihn katechisirte, wie ers mit der Religion hielt, und es unglaublich fand, daß Maus und Spinne Musik und Göthe weder Musik noch Religion habe, wie sie ihm ihre Evangelien über die Musik vorträgt, was war auch dabei zu thun? Ganz stumm zu sein, war fast das einzige Mittel. Es sollte Göthen mit den redenden Künsten sein ganzes Leben lang übel gehen; weil er sie ein wenig mishandelt hatte, so mishandelten sie ihn wieder. Seine älteren Freunde hatten ihn mit einer sittlichen Poesie geplagt, und Schiller mit einer höchsten; unter seinen letzten Freunden plagte ihn Zelter (außer mit seiner Berliner Welt) mit seinem Generalbaß und Contrapunct und seiner Verstandesmusik, und Bettina (außer mit ihrer inneren Ueberwelt) mit ihren Unbegreiflichkeiten über diese unbegreifliche Kunst, wie z. B. da sie ihm auseinandersetzte, daß der kleine Sept der Heiland unter

den Tönen und die Grundaccorde nichts besseres wären, als die Erzväter vor der Erlösung.

Das Interesse, welches Göthe, sei es als Sohn oder als Dichter, an Bettinen nahm, kann natürlich nicht das Interesse erklären, das die Allgemeinheit an ihren veröffentlichten Briefen nimmt. Jeder wird sich darüber auf seine eigne Weise aufzuklären suchen, ich will es in der meinigen thun, und dabei dem Objecte so nahe zu kommen suchen wie nur möglich. Ich muß dieß meiner Eigenthümlichkeit nach auf historischem Wege versuchen, und ich werde mich dabei alles dessen enthalten, was diese Erscheinung in den gewöhnlichen Kreis der Dinge herabziehen würde. Es läge nichts näher, als Bettinens Briefe im Zusammenhange mit der ganzen Literatur unserer Schriftstellerinnen zu betrachten, in deren Blütezeit auch sie entstanden; allein sie steht so sehr außerhalb des Charakters dieser Literatur, daß man mit dieser Betrachtungsweise nur das Oberflächlichste erklären würde. Das Leben und die Geschichte des Lebens unserer Briefstellerin ist ganz von aller Wirklichkeit entfernt, und hat, wie sie selbst mehrfach sagt, mehr im Traume sein ganzes Wesen, da sie „nie zu urtheilen wußte, welche Welt Wachen oder Schlafen war, und da sie glaubte, daß sie das gewöhnliche Leben nur schliefe, und da ihr der Traum Alles schien.“

Göthe faßte es so auf; und wie er auf eine überraschend glückliche Art in seinen Sonnetten niederlegte, was er sich als Dichter von ihr gern aneignete, so stände zu versuchen, als Historiker das Aehnliche zu thun, so daß man hier einen Schritt näher zum Verständniß, wie dort zu der bloßen Anschauung dieses Wesens geführt würde.

Es ist wirklich ein dämonisches Wesen in diesem Weibe; man kann dieß nicht anders ausdrücken, was uns gleich dunkel von Unbegreiflichem in ihren Memoiren entgegenkommt. Ihr inneres Leben ist in der Wirklichkeit ein Urbild der gesammten romantischen Kunst, die im Anfang dieses Jahrhunderts unter uns eine verspätete Blüte entfaltete, und wer es leugnen wollte, daß die Literatur immer im Leben selbst ihre begleitenden Analogien habe, den würde diese Erscheinung an einem auffallenden Beispiele belehren können, wo man am ehesten versucht wäre, jenem Literaturzweige eine unabhängige Entfaltung zuzuschreiben. Das Wunderbare in ihrem Leben finde ich darin, daß sich die ganze Geschichte des romantischen Geistes in einer Vollständigkeit in ihm darlegt, wie mir kaum so etwas Aehnliches von Vollendung einer Idee in einem Individuum vorgekommen ist. Dieses Buch kann jedem einsichtigen Forscher in der Culturgeschichte des Mittelalters ganz merkwürdige Aufschlüsse geben und ich

gestehe, es war mir selbst eine überraschende Befriedigung, an diesen lebendigen Offenbarungen zu erfahren, daß ich in meinen Forschungen über die romantische Literatur nicht ganz unglücklich war, und daß es wirklich möglich ist, eine todte Zeit mit ihrem bewegenden Geiste aus dem Buche aufzufassen, wie sich an dieser seltsamen Wiederbelebung eine untergegangene Welt einigermaßen prüfen läßt. Wem das geistige Leben und die Ideen des Mittelalters geläufig und bekannt sind, der wird in der folgenden Skizze über die Entwickelung dieses weiblichen Jugendlebens alle Elemente jener sonderbaren Welt des inneren Kämpfens und Ringens in einer erstaunlichen Fülle und Vollendung beisammen finden.

Die ersten Erinnerungen Bettinens, mit denen sie uns vertraut macht, reichen in ihren dreijährigen Aufenthalt im Kloster. Die Einsamkeit war ihre Schule, die Natur ihre erste Erzieherin, die religiösen Ceremonien und Kirchenverrichtungen waren die Welt, in der sie allein eine Bewegung sah, Nonnenweihe und Begräbnisse waren Ereignisse von Wichtigkeit in ihrer Jugend. Eigentliche Religiosität sucht man überhaupt nicht in Klöstern; auch sie hatte, nach ihren eignen Anekdoten zu urtheilen, entweder zu wenig oder zu viel Sinn dafür, so daß sie sich so gut wie die gläubige Zeit des Mittelalters Scherz mit dem Heiligen unbedenklich erlaubte.

Was das Einflußreichste in diesen Umgebungen für sie war, war ihr Leben in der Natur. Ihr ganzes Wesen läßt sich gleichsam daraus herleiten. Die Natur reizt den ursprünglichen Menschen, der sie nicht kennt, mit den zwei contrastirenden Seiten ihrer zerstörenden Furchtbarkeit und ihres idyllischen Friedens. Ihre Schrecken gewöhnen den Naturmenschen an Gefahren und Wagnisse, ihre Ruhe versenkt ihn sinnig in sich selbst. Zwischen diesen unversöhnten Extremen schwankt die ganze Geschichte des Mittelalters und seiner jungen Geschlechter. Derselbe Fall ist mit Bettina. Sie gewöhnte sich in Wind und Gewitter auszuharren, wo es kein anderer vermochte; das machte sie, wie sie selber sagt, stark, und lieh ihr jenes männische Wesen, mit dem sie später Schnee und Frost bestand, Bäume erkletterte, im Freien schlief, Pferde einfuhr und galoppirte, und sich ins Wasser warf. Aber auch das Weh ihres Herzens leitet sie selbst aus dem Anschauen der Natur her in ihren jungen Tagen, wo sie „einsam bis ins innerste Mark ihren Seligkeiten und ihrer Inbrunst lauschte und in den Blumenkelchen nach ihren Geheimnissen, im Dufte der Blüten nach Weisheitslehre forschte." Wie im Kinde die physische Kraft durch Nahrung, so gedeiht auch, sagt sie, das Empfinden der Geistigkeit des Naturlebens zur Nahrung des Geistes; „die

Liebe zu der aufkeimenden Blütenwelt der sinnlichen Natur erregte den schlafenden Keim ihrer geistigen Blütenwelt.“ Ihre erste Liebe zu den Gegenständen der Natur schmerzte sie, weil sie sich untüchtig fühlte, sie ganz zu umfassen; so erwuchs diese gränzenlose Wehmut und Sehnsucht in ihr, die sie nachher auf einen anderen Gegenstand übertrug. Immer aber schwankte diese Sehnsucht nach der Natur hin, und sie gestand es Göthen, daß sie für den Genuß der Früchte, für die Kost der Kirsche, die sie auf dem Gipfel gebrochen, oder der selbstgefundenen Erdbeere, mit der sie liebkoste, ehe sie sie genoß, nicht Göthe und nichts anderes entschädigen konnte. Gewöhnt, „an dem Busen der Natur zu liegen, die ihre Sehnsucht linderte mit einem Balsam, der alles Begehren in geistiges Schauen umwandelte“, war nichts einfacher und natürlicher, als daß sie bei der ersten Regung der weiblichen Natur und im ersten Umgang mit Menschen diese ihre dunkle und mächtige Sehnsucht auf einen unfaßbaren Gegenstand warf, auf einen Namen, dessen körperlichen und geistigen Gehalt sie nicht kannte. Es wäre thöricht zu glauben, daß sich diese Sehnsucht zur Liebe gefestigt und auf eben diesem Manne gehaftet haben würde, den sie zu allererst tadeln gehört hatte und den ihr friedlicher Sinn zuerst in Schutz, ehe er ihn zu Herzen nahm, wenn dieser

Mann nicht Göthe gewesen wäre, so wie ihr ganzes Wesen bei all ihrer bewundernswerthen Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit nicht eben diese Gestalt genommen haben würde, wenn sie nicht die Schriften ihrer Großmutter gelesen hätte und unter Göthes Werken zuerst auf den Meister gestoßen wäre, in dem sie die Mignon fesselte, die ihr geheimes Vorbild während ihres stillen und feierlichen Verkehrs mit diesem Buche ward. In ihrer Seele treffen wir also jenen Zug der ritterlichen Romane, jene Sehnsucht nach einem ungekannten Gegenstande des Herzens. Und wie jene Ritter sich theilten zwischen einem thätlichen und einem sinnenden Leben, zwischen Abentheuern und zwischen Verliegen und Verträumen der Zeit, so ists auch in ihr. Ihr abentheuerliches Herumziehen nennt Göthe selbst ein Vagabundenleben; sie zieht aus, ganz in so endlosen und verschwimmenden Gedanken wie jene Irrenden, und wie sie dort bezauberte Prinzessinnen erlösen und aufsuchen, so kommt ihr der erste Gegenstand ihrer Liebe, die Natur, wie ein Geist vor, der den Menschen um Erlösung bittet, und sie sinnt nach, ob das vielleicht gar des Menschen Sache wäre, die Natur zu erlösen, die den Menschen jammernd um etwas zu bitten scheint, was er nicht versteht. Sie machte mit ihrer Freundin Reisepläne, so wie jene nach dem goldnen Vließ oder dem ge-

lobten Lande zogen, so auszufahren um den olympischen Jupiter (Göthen) zu sehen, den kein Sterblicher versäumen müsse, wie kein Grieche den von Phidias, wenn er nicht um das Herrlichste kommen wolle, sie entwarfen die Abentheuer wie die Wege der Fahrt, sie schrieben das auf, sie lebten ihre Dichtung und dichteten ihr Leben. „Von dem, was sich in der Wirklichkeit ereignete, machten sie sich keine Mittheilungen, das Reich, in dem sie zusammentrafen, senkte sich herab wie eine Wolke, die sich öffnete, um sie in ein verborgenes Paradies aufzunehmen, wo Alles neu, überraschend, aber passend für Geist und Herz war.“ Diese Flucht der wirklichen Welt ist wieder ganz eine Eigenthümlichkeit der Ritterwelt. Bei allen erzählten Abentheuern der Bettina muß man eben sowohl das poetische Gewand abziehen und was Mutter Aja von ihren Erzählungen sagte, paßt auf alle Schilderungen aus jener phantastischen Welt. „Wenns nur wahr ist, daß du alles gesehn hast, was du erzählst, sagte sie ihr, denn in solchen Stücken kann man sich nicht wenig genug auf dich verlassen. Du hast mir schon manchmal Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn du ins Erfinden geräthst, dann hält dich kein Gebiß und kein Zaum.“ Es wundert sie in solchen Fällen, daß sie nur ein Ende findet und nicht in einem Stücke fortschwatzt, blos um selbst zu erfahren, was Alles noch in ihrem

Kopfe steckt. Ja bei Erzählung der wirklichen Reise zu Göthe gesteht die ritterliche Dame diesen Zug phantastischen Ausschmückens selbst ein. Unter anderen Abentheuern dieser Reise nämlich, auf der sie auszieht in Verkleidung, in der Schalkstracht eines Knechtes und Knappen, auf der sie sich mit einer Art Nachtwache den Rittersporn verdiente, auf Räuberanfälle harrt, hungert und durstet und wacht, wo andere Leute essen und schlafen, und ein Lieblingsthier mit sich führte, (lauter Züge, die in die alten Romane gehören) auf dieser Reise also geschah es auch, daß sie zwei verunglückten Hutschachteln etwa eine Minute in seichtem Wasser nachwatete. Dieß heißt sie selbst die Mutter Göthe in ihrem Berichte an den Sohn so umsetzen, daß sie geschwommen sei auf hohen Wellen wie eine Wassergöttin, in kühler Mondnacht, eine Viertelstunde lang, um den Veilchenstrauß zu retten, den er ihr geschenkt. So beschäftigte sie in Einem Male, daß „sie eine Natur von Eisen und eine Einbildung wie eine Rackete" habe, wie ihr die Alte sagte. Auch sonst schonte sie nicht ihre Gesundheit, gleich jenen Irrenden, die Wunden auf Wunden ertrugen, und von der Ueberspannung ihrer Natur heilte sie gelegentlich die überspannte Erholung eines 14tägigen Schlafes. Auch sonst spielte ihr ihre Phantasie, nicht allein im Wiedergeben, sondern auch im Empfangen üble Streiche:

wenn ihr ihre Freundin irgend etwas lehrend vortrug, so gestaltete sich das sogleich wie im Kopfe des Ritters der Mancha bei ihr ganz um, und sie referirte dann wieder, was ihr nie gesagt war, und man nannte begeisterte Offenbarung die Dinge, die sie niederschrieb, ohne sie zu verstehen und deren Text sie nicht auszulegen wußte. Im Dienste ihrer Liebe unternahm sie ferner halsbrechende Arbeiten und hielt die Tollkühnheit der Jugend fest, wie sie überhaupt liebte das Kind zu spielen, dessen Eindruck sie auch in späteren Jahren so gut machte, wie die Helden der alten Romane es thun. Es ist ein charakteristischer Titel, den sie ihrem Buche gab; gäbe es einen Ausdruck für das Alter der weiblichen Tölpeljahre, so würde ich, wenn dieß nicht unhöflich ist, gerathen haben, diesen zu wählen. Sie theilt den Charakter jener Romanjünglinge völlig. Sie ist ganz so träumend, ganz so von der wirklichen Welt abgewandt, sie liebt unter der Maske des Kindes ganz so den Mangel an Anstand beibehalten zu dürfen, sie lebt bis ins Barocke in einer Welt der Ideale, und sagt es selbst, es würdens andere Narrheit nennen, und Narrheit sei die rechte Scheidewand zwischen dem Idealen und Realen. Ihre Frühreife gehört zu diesen Eigenthümlichkeiten; ihre völlige Unkenntniß der Welt des Wirkens und Wissens. Ihre Liebe ist ihr Leben, es interessirt sie im Raume nur

die Eine Linie von ihr zu ihm, in der Zeit nur der Augenblick ihrer Liebe, sie verschmäht alles Wissen, weil es ihr nichts hilft, alle Klugheit, weil sie der seeligste Mensch nicht bedarf. Wo sie sich nach einem Wissen sehnt, ists nach Natur, Himmel und Astronomie, Sympathie mit Pflanzen, Thieren und Sternen, wie dort; Alles andere ist ihr neu und sie erzählt Göthen von den dreieckigen Nüssen, die auf den Buchen wachsen wie von was Besonderem und belehrt ihn umständlich, was Spicken ist. Wie jene Rittersleute nichts wissen, oder wenig von männlichen Pflichten und Tugenden, so ist bei ihr kein Sinn für weibliche Sitte und Art. Denn das Verhältniß ist durchweg das umgekehrte; wie natürlich, da ja diese ganze romantische Welt in unseren Tagen ein verkehrtes Verhältniß war. Sie spielt den Mann, wie jene Ritter im Mittel-Alter die Weiber. Sie ist in ihrer Sehnsucht ganz so stürmisch, sie hofft den Gegenstand ihrer Liebe, wie jene Minnedichter, mit ihrer Treue bewegen, ihm schmeicheln und locken zu können, daß er sich selbst unbewußt sie zuletzt lieben soll. Der Geliebte spielt denn auch ganz so den Spröden, wie dort die Weiber; er nimmt die Huldigung so vornehm auf wie die anspruchvollste Dame und weiß abzuhalten, hinzuhalten, nie zu befriedigen, immer zu fesseln. Er sagte zu ihr Komme, wenn er Komme nicht sagt; der von den Grazien

und der Anmut Umgebene läßt sich ihr Opfer gefallen; und sie hängt sich lange und wehmüthig an jede kleine Hoffnung, die er ihr läßt, und feiert ihr schmerzliches Glück. Ganz so wie jene Männer ihren Damen schwört sie sich ihm zu eigen und dient ihm und klagt über seine Kälte, wo er nicht kälter ist als sonst, und ist glücklich über seine Wärme, wo er nicht wärmer ist als sonst. Sie unterscheidet unter allen Menschen nur ihn; und wo sie ein Anderer mit Liebeserklärungen verfolgt, vexirt sie mit schiefen Antworten. Der Mann hat hier das Gesunde und Ruhige, wie dort die Frauen, die eben so im Hintergrunde erscheinen wie hier der Mann, das Weib hat hier das Rastlose und Unruhige der Männer. Wie man sich über die ganze Minne und Minnepoesie gestritten hat, ob sie eine Sache des Kopfes oder des Herzens gewesen, so geschieht es bei ihr, und Jeder urtheilt nach seiner eigenen Natur bald so bald so, da dieß Gefühl in der That beides zugleich ist, sich widersprechend und sich gleich, Natur und Unnatur, wahr und unwahr, grade wie ihre factischen Erzählungen unrichtig sein können und doch wahr, insofern die Dinge in ihrer Phantasie sich allmählig wirklich umgestalteten, insofern ihr Phantasieleben, wie sie selbst weiß, allerdings viel wichtiger ist als ihr wirkliches Leben. In der Blütezeit ihrer Liebe vergaß sie wie jene Ritter, Religion und Alles, Pre=

digt und Legende, Teufel und Heilige hatten überhaupt von je keinen Eindruck auf sie gemacht, weil sie ihrem Schönheitssinne entgegen waren, aber die lyrische Poesie Göthes erfüllte ihre Seele mit der lieblichsten Stimmung, und keine Mahnung und keine Lehre konnten ihr so viel Gutes einflößen. Die Kirche ist ihr langweilig, die Predigt wie Blei, Natur und Lied ist ihr Erbauung und Erleuchtung. Ganz wie jenen Minnedichtern ist ihr der Wechsel der Jahreszeiten ein Ereigniß; der Nelke und Nachtigall ist ihr Leben gewidmet, und wie jene in ihrer Gedankenliebe so nennt auch sie in ihrem Tagebuche den Geliebten nicht mit dem Namen, der für ihren Spiritualismus viel zu real ist. Sie ist zu den Guten gerichtet mit ihren Poesien, nicht zu den Bösen, so wie jene alten Sänger. Bei jenen spielte ihre Liebe etwas in die Verehrung der Jungfrau Maria über, und so ists hier wenigstens im Sinnbild auch. „Ich wollte schlafen in Dir, sagte sie, im Denken an Dich. Was heißt das, im Herrn schlafen? Oft fällt mir dieser Spruch ein, wenn ich so zwischen Schlaf und Wachen fühle, daß ich mit Dir beschäftigt bin — ich weiß genau wie das ist; der ganze irdische Tag vergeht dem Liebenden, wie das irdische Leben der Seele vergeht.“ Die übereinstimmende Natur dieser ihrer Liebe und der der Minnezeit ist auch in ihren Aeußerungen übereinstimmend. Göthe machte aus

ihren prosaischen Gedichten petrarchische Sonette, so natürlich fand das Aehnliche seine endliche klassische Form wieder: denn diese Form spricht gleichsam diese unendlich glühende Sehnsucht des Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes, weil hier dem Herzen kein anderer Verkehr gestattet ist, als mit dem Bilde im Kopfe, indem der sinnliche Gegenstand für eine sinnliche Liebe und den Erguß in sinnlichen Empfindungen gegeben ist; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und diese Schranken stehen doch in ihren vier Ecken unverrückbar fest. Aehnliches läßt sich von den gekünstelten Formen der Minnesänger sagen, und ich mache mich anheischig, mit einer Auswahl von Stellen ihrer Briefe Minnelieder so zusammenzusetzen, wie Göthe Sonnette. So sind diese Memoiren überhaupt zu nichts Anderem zu rubriciren, als zu Ulrich von Lichtensteins Frauendienst und Dante's **vita nuova**, und sie selbst nennt auch ihr Leben wie dieser ein neues Leben, und bedenkt sich wie dieser ihre Wunderlichkeiten zu sagen. Noch mehr. Die alte Minnepoesie spielte allmählig mehr ins Orientalische über, die Poeten faßten große Neigung zu dem hohen Liede, und es ist noch leichter ein Ganzes aus Bettinas Buch zusammenzustellen, das unter den Gesängen dieses hohen Liedes unkennbar stehen sollte; und die größere Theilnahme Göthes an ihren Ergießungen in seiner orientalischen Periode

erklärt sich hier weiter. Alle Eindrücke, die wir von den mittelaltrigen Poesien empfangen, erhalten wir auch in diesem Buche. Es treibt uns wie jene stets in Einer Sache herum und ermüdet uns mit Einförmigkeit und Ueberspannung. Wir schwanken zwischen Langeweile und Unterhaltung, zwischen Wohl und Wehe, zwischen Natur und Schwulst, zwischen Mystik und einer Art Leichtsinn in Dingen, die Anderen heilig sind. Man schwankt zwischen Lächeln und Rührung; „Lachen und Weinen in einem Säckelchen ist ihre Kunst," sagt sie selber. Nur die moderne Sentimentalität, und eine geübtere, genährtere Phantasie unterscheidet sie und ihre Schreibart. Sonst aber ist ihrem häufigen Tone ächter Naivetät nicht leicht wieder anderswo zu begegnen, als bei den Minnedichtern, und auch die Eigenheit, daß sie dem Gemeinen gegenüber vortrefflich versteht, dieses durch Scherz ins Geistreiche zu kleiden, und daß sie daher mit ihren Schnurren und Schwänken für unseren Sinn am wohlthätigsten wirkt, auch dieß zählt ganz besonders hierher. Das Spannende ihrer Ergüsse wird noch durch die Sprünge vermehrt, die der neueren Unterhaltung und ganz besonders geistreichen Weibern eigen sind, die wie elektrische Schläge wirken, die auch Göthes geordneten Kopf oft ermüdeten, die mehr an die neuere Romantik eines Jean Paul erinnern. Wie bei morgenländischer Poesie

braucht man Verstand und Einbildungskraft in aller Schärfe zugleich, und dazu einen gewissen ordnenden Sinn, denn sie packt nicht allein, wie Göthes Mutter sagt, ihre Gedanken schlecht ohne Komma und Punct, sondern auch trotz Komma und Punct; und dieß zu ertragen, müßte man wieder mehr weibliche Gabe haben, „im Fluge zu lesen, ehe man sich des Inhalts bemächtigen kann", sich bei dem Nichtverstandenen zu beruhigen und sich von dem Gelesenen nur dunkel Rechenschaft zu geben. Andauern kann daher auch nicht weder der erste Eindruck dieses Buches beim Leser, noch bei der Schriftstellerei die erste reinere Energie ihrer geistigen Thätigkeit. Diese hastig schreitende Liebe und ihr Ausdruck, die mit dem Einen Fuße auf nichts ruhen und mit dem Anderen auf nichts treten, und dann sich angestrengt von Nichts getragen zum Fluge erheben, sinken natürlich bald herab. Der erste Ton der Natur, der sinnlicheren Faßlichkeit, der Naivetät, Unschuld und Schelmerei, der wie der ähnliche in den mittelaltrigen Poeten scharf auf der Grenze von Wahrheit und Künstelei schreitet, geht verloren. Sie setzte in die Ewigkeit ihrer Gefühle und in die dauernde Energie ihres ausschweifenden Empfindungs- und Einbildungsvermögens einen falschen Werth. Wenn sie sich, wie jene besseren Dichter des Mittelalters, aus diesem Traumleben hätte erheben, es mit all seinen

Täuschungen und Wahrheiten beherrschend überblicken, und rückgekehrt zur Nüchternheit reifer Jahre in Ueberlegenheit abschildern können, nachdem sie sich naturgemäß zur rechten Zeit seiner entledigt hätte, so würde man hier ein inneres Leben betrachten, das man bewundern dürfte, ohne es bedauern oder belächeln zu müssen. Indem sie aber nun strebt, diesem überreizten Wesen Bestand zu geben, nachdem sie zu einer Art Bewußtsein desselben gelangt war, sinkt der Reiz und der Werth ihres Büchleins bedeutend. Göthes Huldigung vor ihrer poetischen Ader lockt sie bedeutender werden zu wollen; grade wie Zelter, nachdem ihn Göthe auf den wirklichen Werth seiner in aller Unschuld hingeschriebenen Wiener Reiseberichten aufmerksam gemacht, nachher bessere und interessantere Berichte einschicken wollte und schlechtere einschickte, so setzt sie sich, aufgefordert ihre Evangelien nicht zurückzuhalten, ausdrücklich dazu hin, und nun wird sie stets schwülstiger, dunkler, geheimnißvoller, offenbarungsmäßiger. Da sie ihre Liebe zurückgewiesen sah, so wollte sie mit anderem imponiren, und schickte ihre mystischen Autos über Musik und über Gottes Antheil an den Religionsgeheimnissen, „den wir schaudernd fühlen, wenn wir das Kreuz auf den Flügeldecken der Käfer, die Dornenkrone auf Pflanzen finden.“ Sie fühlt Eifersucht gegen die Frauencharaktere in Göthes Schrif-

ten, mit denen zu wetteifern sie nicht einmal unternehmen kann; sie fühlt Eifersucht gegen die Freundin Stael und mit ihr es an Geist aufzunehmen, möchte sie wohl eher versuchen! Das Sinnliche verliert sich aus dem ohnehin geistigen Verhältnisse noch mehr, und Alles verflüchtigt sich. Sie bildet ihre Liebe nun in ein System, und die halbe Herzensangelegenheit in eine ausschließliche Sache des Verstandes und der Speculation aus, sie theilt dieß Göthe mit in Verbindung mit Allem anderen, mit Musik, Religion, Natur, worüber sie ihn belehren zu können meint. Sie hatte ihr Leben geträumt, jetzt werden ihre Träume lebendig; sie ruft eine gewisse Glaubenskraft hervor; auf ihren Naturwanderungen und im Freien verbrachten Nächten hat sie allegorische Träume; sie beschwört die Phantasien, welche wilde Fieberreize in ihr hervorgerufen haben; sie schreibt mehr „wenn sie zügellos ist und nicht darnach fragt, obs der Verstand billigt;“ christliche Mystik, Gespensterfurcht, Natursymbolik und was Alles damit zusammenhängt, tritt nun an die Stelle des früheren viel helleren und klareren Gefühllebens. Immer aber bleibt ihre Liebe die Hauptsache, oder vielmehr das System, das sich jetzt ihr Kopf ausbildete. Sie hatte ihre Liebe sonst nie anders als eine Leidenschaft genannt; jetzt zweifelt sie, ob Liebe die größte Leidenschaft sei, und ob

zu überwinden; bei ihr sei sie Willen, mächtig und unüberwindlich. Indem sie diese Gefühle jetzt mit der „dämmernden Fackel des Verstandes" zu beleuchten versucht, redet sie ganz in dem Style der mittelaltrigen Mystiker, und ganz wie dort glaubt man denn eine Zeit lang zu verstehn, bis einem plötzlich Alles in die Lüfte geht. Sie läßt die Musik reden und will mit Reden musiciren und nennt ihre Vorträge auch eine Art Melodie. Sie kleidet dieses übergeistige Wesen in feste Begriffe; Geliebt sein und Begriffensein wird Eins: „Liebe ist Erkenntniß, sagte sie; ich kann Dich nur genießen im Denken, das Dich verstehen, empfinden lernt; wenn ich Dich aber einmal ganz verstehe, gehörst Du dann mein? kannst Du irgend wem gehören, der Dich nicht verstände? ist verstehen nicht süßes himmlisches Uebergehen in den Geliebten? eine einzige Grenze ist; sie trennt das Endliche vom Unendlichen; verstehen hebt die Grenze auf; zwei, die einander verstehen, sind in einander unendlich; verstehen ist lieben, was wir nicht lieben, das verstehen wir nicht, was wir nicht verstehen, ist für uns nicht da." Sie umfaßt nun nur noch seine Seele mit ihrem Geiste; „wenn sie ihn auch hätte und hätte seinen Geist nicht, daß der sie empfände, so würde sie dieß nie zu dem ersehnten Ziele ihres Verlangens bringen. Dieß Verlangen geht nur noch auf ein

völliges Traumleben, auf ein Abwerfen der körperlichen Natur, wie bei jenen Mystikern auch. „An Deiner Brust sollte ich von Ewigkeit zu Ewigkeit ruhen und des Denkens und Treibens mich überheben, das wäre schön, das wäre wahr, das wäre so recht die süße Faulheit meines Daseins, das ist des Paradieses Frucht, nach dem ich trachte, und schlafen in dem Bewußtsein, daß ich dem Herrlichsten nahe bin.“ Sie versucht sich nun in dieser Speculationsperiode auch Rechenschaft zu geben, warum ihre Liebe sie grade an Göthe fesselte. Es ist nicht sein Name und sein Ruhm, sondern sein ganzes Wesen; seine Gemessenheit und Bedeutsamkeit in Allem, sein Leben in der Natur, und wie ihm in ihr Alles Geisterblick und Weissagung ist. Wie dieß mit ihrem innersten Wesen zusammenhängt, erkennt man sogleich. Es fesselt sie auch an ihn seine Schönheit, „die Schönheit, die der göttliche Geist den menschlichen Zügen einprägt.“ Schönheit ist bei ihr ein ganz eigner philosophischer Begriff, mit dem sie spielt wie die Mystiker mit der Gnade; ihr Begriff ist ein sehr weiter und vager. „Alles was über das Irdische erhebt, erzeugt Schönheit, sagt sie; Schönheit war ihr göttlich, sie neigte sich vor dem Gefühle der Schönheit, ohne zu überlegen, ob sie äußerlich oder innerlich sei. Alles was sie schön findet, ist ihr nun Pflicht zu

lieben, um sich selbst treu zu sein, denn „der Dämon in ihr arbeitete allem entgegen, was sich als Reales behauptet, keine Form veredelt, alles Poetische läugnet", und nur das ist ihr Glück, was den idealischen Menschen in uns entwickelt. Es war daher ganz natürlich, daß sie als die verfeinertste Idealistin d e n Mann zum Gegenstande ihrer besonderen Zuneigung nahm, der zuerst aus der Plattheit und Spießbürgerlichkeit des Lebens und der Poesie herausarbeitete, dem ein Kunstideal zuerst vorschwebte, nach dem er producirte, der das Gemeine des wirklichen Lebens von sich zu halten suchte. Aus dieser ganz spiritualistischen Periode nun fällt Bettina bald wieder in ein anderes Extrem, wie wir ja oben andeuteten, daß dieß Excentrische durchaus das Hauptmerkmal dieser Menschen ist. Sie fällt dem Mars zu, und glüht nach Thaten; sie hat Lust die Jeanne d'Arc zu spielen, um alle Züge der romantischen Zeiten in sich zu beleben, sie glüht in flammender Begeisterung für die Tyroler; sie wünscht, daß Alles wahr werde, was sie schon in der Phantasie erlebt habe, daß alle glanzvollen Ereignisse ihres inneren Lebens sich im äußeren spiegelten, dann sollte er große Dinge an seinem Kinde erleben. Wirklich tritt hier ihre Liebe ganz in den Hintergrund, sie träumt von nichts als Tyrolern, und der Standarte, die sie trägt, sie ist jetzt lieber

da, wo sie die Tyroler Berge sehen kann, als daß sie nach Weimar reiste; sie hofft durch einen tollen Streich auf Gefangenschaft und freut sich des politischen Märtyrerthums. Und wieder nach diesem folgt ein anderer Gegensatz: sie gibt sich mit alter italischer Musik, mit Marcello und Durante ab, und trifft zuletzt auf Beethoven, den rechten Mann für ihr eigenstes Wesen, von gleich electrischer Natur, von gleicher Fertigkeit, musikalische Explosionen in einem Raptus loszulassen, von denen dann der Schalk in Göthe schrieb, daß „vor dem, was ein solcher vom Dämon Besessener ausspreche, ein Laie Ehrfurcht haben müsse; es sei hier gleich viel, ob er aus Gefühl oder Erkenntniß spreche, denn hier walteten Götter und streuten Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen wäre, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge; denn bis sie allgemein werden könne, müßten die Nebel vor dem menschlichen Geiste sich erst theilen.“ — Wenn man endlich diese historische Parallele, die manchem von dem Phantasmagorischen dieser Briefe angesteckt scheinen wird, bis zum Komischen fortführen wollte, so würde man sagen können, daß die Lectüre von Luthers Schriften und der Bibel ungefähr die letzte Beschäftigung ist, die Bettina erwähnt, und nach der sich das Verhältniß zu Göthe lockert und löst.

Wenn man nun über diese ganze Erscheinung ein abgeschlossenes Urtheil geben sollte, so müßte man die fernere Geschichte der Briefstellerin verfolgen können. Man müßte wissen, ob „Ueberspannung die ihr eigne Geistesverfassung" geblieben ist, oder wie sich die Krankhaftigkeit ihrer Natur heilte, und ob nicht, wie es so natürlich wäre, der Idealismus ihres Traumlebens bei ihrer ersten näheren Berührung mit der wirklichen Welt in den Gegensatz des Realismus umschlug. Die Poesie in das Reich der Wirklichkeit überzutragen, die Phantasie in dem gemeinen Menschenverkehre walten zu lassen, ist so widrig, wie für alles Idealisirende und Veredelnde stumpf zu sein; so wie das Verfolgen eines gewissen Idealen in der Poesie, das von aller Wirklichkeit entblößt ist, (wie Merck von den Brüdern Stolberg, diesen Chorführern der Romantiker, vortrefflich bemerkte) eben so absurd ist, wie das Abschildern der platten Gewöhnlichkeit und das Verharren bei der gemeinen Wahrheit ohne erhöhende Idealität. Man würde alle Ehrfurcht haben müssen, wenn Bettina das, was das ächte Weib ihr Leben nennt, nicht verlor, wenn es ihr gelang, aus diesen der Jugend natürlichen Verirrungen im besonnenen Alter besonnen herauszutreten, das männische Wesen abzulegen, sich selber der schönen Weiblichkeit wiederzuge-

ben, die sie in diesen Zeiten von sich warf, in dem sie Göthes schönste weibliche Charaktere verachtete, indem sie von Allem, was man dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich nennen könnte, fast nichts als eine gewisse unschuldige Verschlagenheit und Schelmerei in diesen Memoiren zeigt. Bewundern wir nicht in der schönsten weiblichen Seele jenes Gleichmaaß stiller Thätigkeit, das des Mannes unruhige Betriebsamkeit beschämt, jene Besonnenheit im Empfinden, die des Mannes Leidenschaftlichkeit zähmt und hemmt, jene Sanftmuth, die seine größere Rohheit bändigt, jene Selbstbescheidung, die vor seinen intelligenten und wirkenden Kräften zurücktritt, jene Hingegebenheit, die Alles für die ergänzende Hälfte des Lebens sein will und nichts für sich allein? Und was bietet uns statt aller dieser Eigenschaften dieß Weib dar, das sich so hoch in ihrem Geschlechte stellte? und das von Göthe in Verschwiegenheit und Zartgefühl übertroffen wird, der ihr wohlmeinend rieth, als er ihr ein Spinnengewebe über die Augen hängte: bleibe verschleiert vor Jedermann und zeige Niemand was du mir bist. Jenseits ihrer Sphäre gerathen kann dieß Wesen nur da eine Bewunderung finden, wo sich ein ungesundes und verdorbenes Geschlecht der Männer weder in seiner Kraft noch in seiner Würde mehr fühlt, wo es ihrem männischen Erheben mit

weibischem Versinken schmählich entgegenkommt, und ihr Buch kann nur da auf die Dauer gefallen, wo Flitter für Gold, Funken für Flammen gelten, wo Ueberspannung Geist heißt, wo träumen Leben, wo das Barocke und Sonderbare genial, wo „Abstechen Schönheit“ ist. In den versunkenen romanischen Ländern würde man sich weniger wundern, wenn eine Erscheinung dieser Art tiefen Eindruck machte; leider, auch unter uns reißt sie Manche dahin und wir sehen die Ritter in den Schranken, die uns häusliche Tugend und weibliche Sitte verderben wollen. Wir haben keine thätige Welt, das ist das Schmerzliche; eine beschauliche Muße bringt uns zum Geschmack an solchen Geschichten und Gedichten, und unbeschäftigt und ungeübt gewinnen wir Vergnügen an Dingen, die bei Kraftregung und Rüstigkeit uns nimmermehr fesseln könnten. Hätten wir gesunde Männerherzen, die sich auch nur an der thätigen Welt des Alterthums anschauend erfreuten, wenn sie doch eignes Wirken entbehren müssen, so brauchten wir nicht die Frauen Männerrollen spielen zu sehen, und wir ahmten nicht die unnatürliche und falsche Galanterie des Mittelalters nach, die die Frauen auf eine Höhe rückte, aus welcher der Herr der Schöpfung nicht weichen soll, der das Weib würdiger ehrt, wenn er sich zu ihr herablassen kann, als wenn er, ver=

leugnend was ihm an Vorzug und Kraft gegeben ist, zu ihr hinaufschauen muß. Unsere ganze Zeit hat leider zu viele Sympathien mit dem Geiste, der sich hier kund gibt. So geriethen wir von einem Uebermaaße nationaler Thätigkeit in den Befreiungsjahren, stets in ähnlicher Weise den Extremen verfallen, in die Stagnation aller nationalen und politischen Dinge; aus dem Teutonismus in der Poesie in Orientalismus; aus vaterländischen Bestrebungen ich weiß nicht in welchen Universalismus der literarischen und der politischen Tendenzen. Die gleiche Excentricität und Leidenschaftlichkeit bewegte unsere Jugend und bringt jenes für jeden besonnenen Betrachter belachenswerthe, wo nicht bejammernswerthe Chaos hervor, in dem sich das Thun und Treiben verwandter Geister feindlich kreuzt. Ein Gemeinsames bindet diese Jugend unter sich, stellt sie mit der entschiedenen Tendenz unserer Briefstellerin zusammen, vereinigt sie mit dem Bestreben unseres ganzen Jahrhunderts. Es ist das Herausringen aus politischer und nationaler Philisterei, nachdem wir die religiöse, literarische und häusliche Philisterei in etwas abgelegt haben. Darum ist Jean Paul der große gemeinsame Prophet dieser jungen Sekten wie der Romantik, in dessen Schriften die Anfechtung dieser alten Spießbürgerlichkeit der belebende Mittelpunct ist. Seine Art

der Bekämpfung ist nur unglücklicherweise so negativ wie die Tendenzen seiner Schüler; Staat und Literatur stellt aus Aengstlichkeit oder Unvermögenheit nichts Positives entgegen, wie es unsere klassische Poesie der Göthe und Schiller vordem gethan, und wo sich ja etwas der Art zeigt, da ist nirgends ein Sinn dafür erschlossen.

So eben ist bei dem Verleger dieses erschienen:

G. G. Gervinus

Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen.

Zweiter Theil. Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation,

gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Die so günstige Aufnahme des ersten Theiles (1835. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.)

Preis 2 Rthlr. 12 gr.

macht es überflüssig, bei dem Erscheinen dieses zweiten Theiles das deutsche Publikum noch besonders darauf aufmerksam zu machen, da der gelehrte Verfasser, nach dem Urtheile der Sachverständigen, mit seltener Gabe die schwierige Aufgabe gelöst hat, in einem einzigen Bilde, mit gründlicher Forschung und lebendiger Darstellung Entstehung, Fortgang und Vollendung deutscher Dichtung gegeben zu haben.

Der dritte und letzte Theil erscheint in diesem Jahre.

Pag. 140 Z. 9 l. unberechenbaren.
= 146 = 14 l. ein statt im.
= 148 = 2 v. u. l. nicht st. in.
= 159 = 1 v. u. l. die st. der kl.
= 162 = 8 v. o. l. einer untergegangenen.
= 167 = 9 v. u. l. bestätigte.
= 172 = 7 v. o. l. kein sinnlicher.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gervinus, Georg Gottfried,

Ueber den Göthischen Briefwechsel

Leipzig 1836

Epist. 312 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402885-8